

Was bedeutet Digitalisierung – für die Schrift als Schrift?

Philipp Stoellger

Hashtags #Medienwandel #Wahrnehmung
#Hermeneutik #Theologie #Schrift
#Differenzierungen

Abstract Was bedeutet Digitalisierung für die Schrift? Was wird unter digitalen Bedingungen aus dem Schriftgebrauch – und was wird aus der Schrift als Schrift? Was kann Schrift unter digitalen Bedingungen (noch?) bedeuten? Ist die Schrift altes Medium – als Schrift altes Medium? Oder ist sie neues – vielleicht sogar immer wieder neues Medium – und dies gerade als Schrift? Wie stehen ferner ›alte‹ analoge Medien und ›neue‹ digitale miteinander in Beziehung? Und wie formen schließlich die neuen Medien (auf andere und doch verwandte Weise wie die alten) unser Sehen und Lesen – bis vielleicht sogar hin zur Entkopplung von Lesen und Verstehen? Solche Fragen bedürfen der Wahrnehmungsschärfung und so der Arbeit an Differenzen: Wahrnehmungs- und Differenzschärfung hinsichtlich der Begriffsbestimmungen des-

sen, was wir ›digital‹ nennen, aber auch Arbeit an den Differenzen, um Indifferenzen des Digitalen oder sogar digitale Indifferenz gegenüber Sinn und Sinnlichkeit, Usern und Communities und gegenüber Gott und Mensch sichtbar werden zu lassen. Arbeit an den Differenzen schließlich, um gleichermaßen Differenzverschärfungen im Zuge der Digitalisierung z. B. in Form von Kompetition aufzuzeigen. Differenzen, Indifferenzen und Differenzverschärfungen, deren Anspruch im Zuge der Digitalisierung auch an der Kirche und ihren Mitgliedern nicht spurlos vorübergeht – und dem man sich wohl oder übel nicht entziehen kann, auf den man nicht nicht antworten kann. Gerade das Medium der Schrift nimmt in dieser Problematik eine, wenn nicht die zentrale Stellung ein – und ihr gilt es, gerade im Zeichen der Digitalisierung und der damit einhergehenden Differenzierungen, Differenzen und Indifferenzen von neuem Aufmerksamkeit zu widmen.

1 Was ist digital?

Was meint man, wenn man von ›digital‹ bzw. Digitalisierung spricht? Letzteres zeigt einen Übergang an, markiert also einen Unterschied, nur welchen genau? Klassischerweise den von digital versus analog.

Nelson Goodman unterschied 1968 (*Languages of Art*) analog von digital wie Text von Bild, als zwei verschiedene Symbolsysteme.¹ Analoge Symbole sind syntaktisch dicht, so dass an Symbolisierungen potentiell alle Züge relevant sind. Bei einem Bild etwa ist in der Regel relevant, welcher Rotton und welche formalen und farblichen Übergänge zu sehen sind. Texte hingegen sind syntaktisch distinkt (und endlich differenziert) und operieren mit klaren Disjunktionen, bei denen gleichgültig ist, ob ein Buchstabe größer oder kleiner, schwarz oder grau gesetzt ist. Das sei digital zu nennen: Notationen mit diskreten und disjunkten Zeichen. Dann wäre Schrift bereits als Schrift digital zu nennen. Das wird interessant und relevant, wenn damit die vermeintlich radikal neue Digitalisierung als im Grunde schriftgebunden erscheint: selbst die ›Maschinensprache‹ ist Schrift – und Digitalisierung dann keine schlechthin neue andere Form der Medialität. Goodmans Differenz von analog und digital gilt für manche als überholt, auch wenn in Fragen der Verschränkung von Schrift und Bild unter dem Aspekt der Schriftbildlichkeit diese Art der Unterscheidung so relevant wie hilfreich ist.

Niklas Luhmann wiederum generalisierte maximal mit seiner (noch zu erörternden) Unterscheidung von Form als strikte Kopplung und (1) Medium als lose Kopplung von Elementen.² Dann gibt es das (2) Medium Sprache, (3) Verbreitungsmedien wie die Schrift, als deren machtvollen Sonderfall (4) die Massenmedien, (5) symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien (Geld) und (6) elektronische bzw. digitale Medien. Dann werden Schrift und digitale Medien letztlich unter einem generellen Medienbegriff (Medium/Form) zusammengefasst, wobei die Schrift dann ›nur‹ eine Form ist in einem (alten) Verbreitungsmedium der generellen Schrift (sei sie Handschrift oder Buchdruck). Was dann die Schrift als Form im allgemeinen Medium der Schrift unter digitalen Bedingungen heißt, ist offen und bleibt bei Luhmann offener als gedacht. Einige Konsequenzen werden unten noch zu erörtern sein.

Anders als Goodman machte Friedrich Kittler den Unterschied von vor-technischen und technischen Medien.³ Schrift ist dann vor-technisch, technische Medien hingegen sind zunächst analog (Film, Grammophon) und später digi-

1 Goodman 1995: 125–168, bes. 154–157.

2 Luhmann 1997: 190 ff., zur Schrift 249 ff., zu den lediglich andeutungsweise behandelten ›elektronischen Medien‹ 302 ff.; vgl. zur Orientierung: Grampp 2006.

3 Kittler 1993: 169–188; vgl. Schröter 2004: 1–30.

tal. Dann ist Schrift keineswegs digital, sondern noch auf ›das Symbolische‹ bezogen, auf Sinn (und Sinnlichkeit), wohingegen digitale technische Medien ganz anders operieren. Der Unterschied zu Goodman könnte kaum größer sein hinsichtlich der Schrift als Schrift.

Epistemisch und ontologisch kann das Digitale epistemisch als *Form des Wissens* und ontologisch als Konstitution oder Konstituens der Wirklichkeit bzw. des Seins ›tiefergelegt‹ werden. Dann werden die Kulturtechniken digitaler Medien beschreibbar als Operationen, »mittels derer zeit-räumliche Realität, Subjekte und Objekte, Zeichen und Dinge laufend als Hybride aus Virtualität und Aktualität prozessiert«⁴.

Das hat für Theologie und Kirche diverse Folgen; die Schrift ist dabei ein gravierender Aspekt, da sie im Gebrauch wie dem Sehen, Lesen und Verstehen vor-technisch nicht-apparativ ein ›Hybrid aus Virtualität und Aktualität prozessiert‹.⁵ Die ontologische Schwelle von virtuell und aktual und die diachrone Verschiebung dieser Schwelle sind schrifthermeneutisch sc. hoch relevant. Die Gleichnisse als zu lesende (also noch nicht aktuelle, sondern potentielle) Schrift werden aktual im Hören oder Lesen, und sollte es zum Verstehen kommen, entsteht darin ein Hybrid aus Lebenswelt und Lesewelt, Erfahrungs- und Erwartungshorizont oder auch aus ›alt und neu‹, eschatologisch gesprochen.

Bernhard Siegert notierte als Aufgabe der Medienwissenschaft »die Klärung der Grundfragen der digitalen Operationalität sozialer Prozesse der Sinn- und Seinskonstitution«⁶. Das ist an Generalität kaum zu überbieten – und nicht nur eine Frage digitaler Operationen, vielmehr kommen digitale und analoge Medien ihrerseits ›hybrid‹ überein und verschränken sich. Hermeneutisch könnte man erwidern, was die digitalen Medien können, konnte die Schrift bzw. Lektüre schon lange: Sinn- und Seinskonstitution. Nur ist es so einfach nicht. Denn die digitalen Operationen sind deutlich andere als die analogen von Schrift und Lektüre. Daher kann es zu Konvergenzen, aber auch zu Kompetitionen und Konkurrenzen kommen.

Für Kittler wäre die Frage nach Sinn (oder gar Wahrheit) im Kontext digitaler Medien völlig obsolet, für Siegert offenbar nicht. Warum – ist zu klären. Wenn es um soziale (und damit auch politische, ekklesiale, anthropologische) Operationen geht, sind Sinn und Sein indispensable. Darin begegnet Siegerts Aufgabe derjenigen von Jochen Hörisch: die ›ontosemiologische‹ Frage, wie Sinn und Sein gekoppelt oder entkoppelt werden. Ohne deren Re-

4 Siegert 2016. <https://digeist.hypotheses.org> versammelt die Beiträge der Tagung Symposium »Digitalität – Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften« von 2016 in der Villa Vigoni.

5 Zu aktuellen Auseinandersetzungen zum Thema Theologie, Digitalisierung und Schrift, siehe auch: Hemenway et al. 2019; van Oorschot 2019; Ulshoefer 2019.

6 Siegert 2016.

lation und Spannung wäre jedenfalls ›der Mensch‹ verschwunden oder verkannt – und alle Normativität obsolet. So leben wir eben noch nicht, wäre einzuwenden.

Ähnlich hat auch Sybille Krämer – gegen Kittlers These der »Abkopplung menschlicher Sinnlichkeit von den Medien« – argumentiert.⁷ Schon die Adressierung von ›Usern‹ heißt, dass unsere Sinne »durch Medien affiziert«⁸ werden. Zwar funktionieren technische Medien, »ohne verstehen zu müssen«⁹, aber sofern wir sie *gebrauchen*, bleibt die Differenz von »Gebrauch und Verstehen« relevant.¹⁰ Daran anschließend ist das hermeneutische Argument angebracht, dass bei aller Autologie von Datenverarbeitung früher oder später Entscheidungs- und Interpretationsbedarf herrscht, sowohl in der Programmierung, der Datenerhebung, der algorithmischen Verarbeitung und nicht zuletzt in der Auswertung und folgenden Handlungsorientierung.

In mancher ›Big-Data‹-Euphorie (nicht zuletzt wegen deren erheblicher Leistungskraft) oder entsprechender Netzwerkanalyse wird zwar methodisch ›Interpretation‹ exkludiert. Aber Verarbeitung und ›Output‹ *müssen* interpretiert werden, sofern sie zu Entscheidungen bzw. Handlungen führen sollen. Und dann sind unter hermeneutischen Konditionen auch ethische, juristische und politische Interpretationen nötig. Ein Indiz dafür, dass und wie digitale Medien ihre User oder Käufer mit Sinn und Sinnlichkeit adressieren, ist der erstaunlich häufige Topos des ›Vertrauens‹.

Resümiert man vorläufig einige prominente Optionen, das Digitale zu bestimmen, kann man wie folgt unterscheiden:

1. Der weite Begriff des Digitalen (Goodman), bei dem Schrift als syntaktisch distinktes Notationssystem immer schon als *digital* zu begreifen ist und die Schrift als ein Einzelfall dessen. Dann wäre Digitalisierung für die Schrift als Schrift kein Problem, weil sie damit in ihrem ureigensten Medium wäre, zu Hause gleichsam, auch wenn es jüngst einen Umzug in ein anderes Notationssystem gab. Damit würde man allerdings die gravierende Differenz der technischen Digitalisierung mit all ihren für Goodman damals unbekanntem Folgen nicht mehr beschreiben können.

2. Der von *Software* bzw. Code bestimmte Begriff des Digitalen (binärer Code), bei dem die Schrift und die Schrift inkludiert und konvertiert werden können. Anders als bei Goodman ist dann nicht die Schrift als Schrift selber stets schon

7 Krämer 2004: 218 ff.

8 Krämer 2004: 219.

9 Krämer 2004: 218.

10 Krämer 2004: 219.

digital, aber das Digitale kraft seines binären Codes erscheint selber als eine Form von Schrift. Für die Schrift wird das im Besonderen relevant, weil dann einerseits die Schriftlichkeit des Codes zum Thema werden kann und auch die Schriftbildlichkeit der Schrift (mit Krämer).

3. Der technische, apparative, von *Hardware* bestimmte Begriff des Digitalen, bei der die Schrift und erst recht die Schrift irrelevant und obsolet werden: als vor-technisch, sinnbezogen und sinnlich (Kittler). Die programmatische und mediengeschichtsphilosophisch geladene Metapher der ›Turinggalaxis‹ insinuiert, die Gutenberggalaxis sei eine ›lost world‹. Dann regiert Nachrichtentechnik statt Hermeneutik und Sinnfragen.

Keineswegs irrelevant daran ist nicht nur der *negative*, Sinn neutralisierende Gestus, sondern konstruktiv die Aufmerksamkeit für Materialitäten und Operationen. Denn die Materialität von Schrift im Wechsel der Aufschreibesysteme bleibt keineswegs identisch (von der Bibel zur Handy-App), und damit ändern sich die Praktiken des Schriftgebrauchs ebenso wie die Operativität der Schrift.

Allerdings wird ein ›apparativer‹ Begriff des Digitalen mittelfristig überholt durch das Verschwinden der Apparate, die unsichtbar in alle möglichen Dinge und deren Vernetzung integriert werden. Siegert verwies darauf und zeigt, wie Medium und damit auch digitale Medien von apparativen Substanzen zu Adjektiven und Funktionen werden.¹¹

4. Ein von Operationen her bestimmter Begriff des Digitalen führt in der Kulturtechnikforschung dazu, von Schrift, Bild und Zahl (und Ton) zurückzugehen auf die Praktiken des Schreibens, Lesens, Zählens, Bildens etc.¹²

Das ist theologisch von Gewicht, weil es der neuen Aufmerksamkeit auf das Lesen entspricht (Huizing, Körtner, Bader). Von der Schrift auf das Lesen überzugehen, kann man im Gefolge der Rezeptionsästhetik verstehen, und als Umbesetzung vom Hören der Verkündigung auf das Lesen der Schrift, das dann supplementär oder sogar subversiv das ›*recte docetur*‹ der Verkündigung erweitert oder ersetzen kann (und sakramental bzw. pneumatologisch aufgeladen werden kann).

5. Im Unterschied zu diesen prinzipiellen und divergenten Begriffen herrscht umgangssprachlich und forschungspraktisch ein vom Internet und den Social Media dominierter Begriff der digitalen Medien vor. Mit Luhmann wären das ›nur‹ besonders erfolgreiche Formen der Verbreitungsmedien. Mit Kittler

11 Siegert 2016.

12 Mit Siegert 2016.

wäre das »ein bloßer Interface-Effekt, das technisch aufgeblähte Imaginäre (im Sinne Lacans)«¹³, der die User die gouvernementalen technischen Hintergründe verkennen lässt. Ob so oder so, ist ein Begriff des Digitalen allein von Internet und Social Media her nicht befriedigend, auch wenn sie *prima facie* hegemonial sind.

Wenn sich dann die Digital Humanities von dort her definieren (lassen) und vor allem auf diese Techniken beziehen, wird einiges verkannt. Denn semantische oder ikonische Mustererkennung, Netzwerkanalyse und Big Data sind keine ›neutralen‹ Daten oder Erhebungen, sondern Kulturtechniken, bei denen nach epistemischen und ontologischen (mit Siegert) und ökonomischen wie politischen und ethischen Umbesetzungen zu fragen ist. Um es theologisch zu verdichten: »Es steckt viel Theologie in den Medien«¹⁴, erklärte Hörisch. Und umgekehrt: Theologie ist Medientheorie *avant la lettre*.¹⁵ Nur – im Blick auf die Digitalisierung wird es konfliktiv.

Der *neue* garstige Graben zwischen unsinnlich sinnfrei operierenden digitalen Medien und der habitualisierten sozialen wie religiösen Orientierung am Symbolischen mit Sinn, Sinnlichkeit und vielleicht sogar Wahrheitsfragen ist eine nachhaltige Irritation und Beunruhigung, nicht nur der Geisteswissenschaften oder von Theologie und Kirche. Dabei geht dieser Riss auch quer durch die betroffenen Beunruhigten: In den Geisteswissenschaften werden Digital Humanities kräftig gefördert und gefordert, die gerade *ohne* ›hermeneutische Probleme‹ zu Ergebnissen führen sollen und wollen. In den Kirchen sind längst verwaltungstechnische und ökonomische Programme im Einsatz, die identifizieren sollen, ›was sich rechnet‹ bzw. was finanziell (un-)möglich ist.¹⁶ Und Freundschaften sind längst soziale Netze in gut überwachten Social Media, in denen Sinn und Sinnlichkeit stets ihren ökonomischen Hintersinn entfalten.

Damit handelt man sich auch in Kirchen und Gemeinden eine ›E-Gouvernementalität‹ ein, bei der Algorithmen einiges zu sagen haben, wenn nicht letztlich sogar vor allem anderen *das* Sagen haben, das Regiment, »in dem Subjektivität [...] als Ressource und Optimierungspotential gefördert und gefordert wird«¹⁷. Wenn es bei diesen Subjekten um Hauptamtliche geht, wird *gerechnet*, wie diese ›Ressource‹ optimal eingesetzt werden kann – mit Optimierungsdruk für Pfarrer:innen. Geht es um Ehrenamtliche, ist diese ›Res-

13 Siegert 2016.

14 Hörisch 2001: 278, zum ersten Telegramm ›Was hat Gott vollbracht‹ mit Num 23. Oder: »Die Medienbegrifflichkeit ist gesättigt mit theologischen Konzepten«, (Hörisch 2000: 21).

15 Vgl. Stoellger 2015; 2018; 2016a.

16 Vgl. den Beitrag von van Oorschot in diesem Band.

17 Siegert 2016.

source< natürlich so ehren- und wünschenswert, wie nur möglich, weil sie die ›kostengünstigste‹ Lösung für viele Probleme zu sein verspricht.

Nur ergibt sich durch diese Orientierung an dem, ›was sich rechnet‹ und optimieren lässt, eine Nebenwirkung: es wird womöglich ›zurückgerechnet‹. Wenn einst kirchliche Mitarbeiter so motiviert waren, dass sie gern ›ihr Leben ließen‹ für ihre Lebensaufgabe, könnte das Durchrechnen ›von oben‹ zu einem Zurückrechnen ›von unten‹ führen – bei der die grenzenlose Hingabe mit durchgerechneter Arbeitszeit ersetzt wird. ›Ressourcen zu optimieren‹ kann leicht dazu führen, dass die intrinsische Motivation vertrieben wird mit der eingangs noch gerechnet wurde. Man kann unterscheiden – wie Gabe und Tausch¹⁸: ›Was sich rechnet, soll sein und hat Daseinsrecht‹. Oder aber gerade was sich nicht rechnet, ist von Belang, denn davon und damit leben wir. Das Anökonomische gegenüber dem Ökonomischen erscheint so unberechenbar wie unerheblich; dabei ist es der Hintergrund von Gabe und Verausgabung, demgegenüber alle Berechnungen zu spät kommen.¹⁹

2 Digitale Indifferenz

Ein digitales Medium wie der Computer (in all seinen sichtbaren und unsichtbaren Erscheinungsformen) mit Betriebssystem und passenden Apps operiert in radikaler Indifferenz gegenüber seinem ›Content‹. Es ist dem Apparat und seinen Programmen strukturell komplett ›gleichgültig‹, welche Semantik oder Ikonik den digitalen Daten zugeschrieben wird. Es sind nur 1 und 0. Und das Prozessieren dieser Differenz ist Indifferenz par excellence.

Daher – so meinte Friedrich Kittler – seien die digitalen ›Aufschreibesysteme‹ oder Verarbeitungsoperatoren auch völlig gleichgültig gegenüber Sinn und Sinnlichkeit. Sie kommunizieren selbstbezüglich, und darin liegt gerade die Verlässlichkeit der Datenverarbeitung.²⁰ Wer das wie ›versteh‹, Gott, Engel, Menschen oder avancierte Tiere, ist gleichgültig. Sinnfragen werden dann ebenso obsolet wie Wahrheitsfragen, und Sinnlichkeit ist dabei gar nicht im Spiel (wenn man von den User-Befindlichkeiten absieht). Solch eine Beschreibung digitaler Kommunikation ist sc. ihrerseits radikal indifferent und ein gezielter Affront gegenüber allem, was Geistes- und Kulturwissenschaftlern heilig ist. Man kann fragen, ob bei Kittler die Beschreibung nicht härter

18 Stoellger 2004.

19 Godelier 1999.

20 Nicht allerdings irgendeine ›Vertrauenswürdigkeit‹. Verlassen und Vertrauen sind hier strikt zu unterscheiden, auch wenn z. B. K. I.-Firmen wie ›Augustus Intelligence‹ gern ›Vertrauen‹ geschenkt bekämen. Vgl. dazu Stoellger 2020; Hanson 2019.

und kälter ist als die Computerkultur mit ihrem Drive zu bunten Bildern und Wellness-Applications. Der User soll sich wohlfühlen. Apple ist vermutlich alles andere als so stahlkalt wie Kittlers Beschreibungen. Zumindest will keine Firma so *erscheinen*, auch wenn das, was sie vermarktet, so funktioniert, wäre wohl mit Kittler einzuwenden. Das Beschriebene, die Autopoiesis und Autologie der Datenverarbeitung, ist solch eine kalte Welt, wenn man noch nostalgische Metaphern liebt.

Hörisch²¹ war dagegen noch geradezu ›alteuropäisch‹ gesinnt. Die Mediengeschichte sei zwar eine harte Fortschrittsgeschichte, bei der alles auf der Strecke bleibe, was sich nicht in die jeweils neusten Medien konvertieren lasse. Das stimmt ja zum Glück nicht ganz. Aber die Teleologie dieser Mediengeschichte endet nach Hörisch nicht in einer totalen Abkopplung von Sinn und Sinnlichkeit, sondern wird gerade durch das *Verhältnis* dieser beiden strukturiert: Von der Einheit von Sinn und Sinnlichkeit im Abendmahl über die unsinnliche Sinngestalt des Geldes bis zur rein rauschenden Sinnlichkeit, die den entbehrlich gewordenen Sinn zumindest als Leerstelle noch kennt. Die Differenz zu Kittlers harter Indifferenzthese ist merklich, wenn er meinte, in den digitalen Aufschreibesystemen seien »Begriffe wie Sinn und Sinnlichkeit [...] nicht mehr von Bedeutung«²².

Dann ergibt sich verschärft die Frage, was soll noch Schrift als Schrift? Sie wirkt wie ein Relikt aus dem Jurassic Park der Mediengeschichte, als es einst noch um das Symbolische ging, die symbolische Ordnung oder das symbolische Universum – geschrieben und gelesen von ausgestorbenen Sinnsuchenden. Angesichts solch einer Beschreibung wirken selbst liberale Theologien mit ihrer Leidenschaft für Sinn und Lebensdeutung fast mittelalterlich. Wie steht es dann erst mit der Frage nach *der* Schrift?

Färbt die Indifferenz der medialen Kondition ab auf den ›Schriftgebrauch‹, den Use, den Content und die User? Ist doch die mediale Kondition stets eine Konditionierung des Mediengebrauchs und der Gebrauchenden, keine Determinierung, aber auch kein bloß neutraler Wechsel der ›Mittel‹. Neue Medien heißt stets auch neue Medienpraktiken, also neue Gebrauchsweisen des *Neuen* und nicht einfach des alten Weins in neuen Schläuchen.

Die basale und maßgebende operative ›Urschrift‹ ist der digitale Code, der uns als User gar nicht mehr braucht, um gelesen zu werden, den wir in seiner sinnfreien Funktionalität aber dringend brauchen, wenn wir in digitalisierten Welten überleben wollen. Damit ist die Schrift, die die Welt im Innersten zusammenhält, die digitale Schrift aus 1 und 0, als deren Erfinder bekanntlich

21 Vgl. Hörisch 2001.

22 Krämer 2004: 203.

Leibniz gilt. Die so genannte ›heilige Schrift‹ hingegen erscheint angesichts dessen in der Tat als ›Mausoleum‹, wie Schleiermacher meinte.

Das führt zu seltsamen Oszillationen, Verschiebungen und Interferenzen: Wenn Theologien und Kirchen noch die Schrift gebrauchen, gebrauchen sie unhintergebar und vor allem die digitale Schrift (1/0), in der als ein Content unter vielen auch die Schrift gespeichert, verarbeitet und visualisiert wird. Schriftgebrauch und Schriftgebrauch werden mehrdeutig, wenn nicht äquivok (oder analog, sofern man den Selbstgebrauch digitalen Codes als Metapher versteht). Die liturgische bzw. kerygmatische Einbettung der Schrift ist erst einmal hin und weg, wenn sie maßgebend digitaler Code ist, der proprietär vermarktet werden kann. Denn das ist für ein Verlagshaus wie die Deutsche Bibelgesellschaft ebenso wie für Schriftanbieter namens Bibleworks oder Accordance von entscheidender Bedeutung. Daher sind die gemeinfreien Versionen der Schrift im Netz nicht ohne subversives Potential, wenn auch meist auf Kosten der editorischen Qualität.

Die digitale Entsinnlichung und Sinnfreiheit ist eine Dekontextualisierung der Schrift, die eine *Optionalisierung* des Gebrauchs bedingt und damit auch die potentielle *Indifferenz* der Lektüre. Die Schrift wird so ›schaltbar‹, dass man sie abschalten und umschalten kann wie Programme. Der Gewinn permanenter Zugänglichkeit des leicht Aufrufbaren hat die Nebenwirkung einer Zugänglichkeit auch alles anderen und damit einer leichten Umgehbarkeit des Anspruchs der Schrift. Man kann ihr leichter entgehen, ihrem fremden und befremdlichen Anspruch.

Die Schrift wird ›eigentlich‹ in grenzenloser Weise verbreitbar und auch verbreitet (sofern nicht ökonomische Interessen dem Grenzen ziehen). Mit diesem technischen Versprechen globaler Zugänglichkeit wird die soteriologische ›*promissio*‹ technisch gerahmt und eingeschränkt. Die Interferenzen dieser beiden *promissiones* sind ein eigenes Problem. Muss die Kirche wesentlich etwas versprechen, das sie nicht halten kann²³, nicht sie, sondern allein der, dessen Versprechen kommuniziert wird (namens Evangelium), muss hingegen die Digitalindustrie permanent etwas versprechen, das sie nie halten kann, aber zugleich das Wissen um die Unhaltbarkeit vergessen machen und versprechen, dass sie ihr Versprechen halten wird – obwohl jeder weiß, dass sie es nie hält.

23 Stoellger 2016b; vgl. Schwöbel 2002: 388 ff., 434.

3 Digitale Differenzverschärfung

Indifferenz gegenüber Sinn und Sinnlichkeit, Usern und Communities oder eine strukturelle Gleichgültigkeit gegenüber Gott und Mensch ist das eine. Die digitale Universalisierung hat den Preis solch einer Neutralität bzw. Neutralisierung. Das gar nicht paradoxe andere ist, dass digitale Medien radikale *Differenzverschärfer* sind: Sie eröffnen eine radikale Konkurrenz von Apparaten, Betriebssystemen, Programmen und ihren ›Inhalten‹ bzw. deren Anbietern um Selbsterhaltung und Selbststeigerung, um Aufmerksamkeit, Clicks, Datensammeln und entsprechende Ökonomien und Politiken. Eine Konsequenz dessen ist allseits gängig im Buchhandel oder Online-Shopping: Es überlebt im Digitalen letztlich nur der Store, der im Vergleich das günstigste oder beliebteste Angebot macht. Das ›Amazon-Phänomen‹ demonstriert die Regel ›The winner takes it all‹.

Die Konkurrenz radikalisiert und verschärft Differenzen. Das so pluralitätsoffene Medium wird spätestens mittelfristig radikal pluralitätsreduktiv. Das gilt auch für Betriebssysteme, auch wenn da immerhin drei oder vier Alternativen übrig geblieben sind. Es gilt für Textformate schon weniger, sofern bisher noch Adobes pdf dominant ist, vielleicht noch ePUB, auch wenn es anderer Formate als der proprietären bedürfte.²⁴ Denn die bleiben abhängig von ihren allein ökonomisch interessierten Anbietern. Und diese Fokussierung auf ein Format hat einen erheblichen Vorteil. Die Textfiles der anderen, sei es Amazons geschlossenes System, oder die Files der verschiedenen Reader-Apps wie Accordance oder Pastmasters, sind ›closed‹ bzw. proprietär: nur innerhalb einer App nutzbar. Und die kann jederzeit ›abgekündigt‹ werden, also nicht weiter supportet und damit passé – und mit ihr auch die Files.

Die Frage ist, ob digitale Medien das Muster der Differenzverschärfung, Konkurrenz und Kür eines ›Siegers‹ auch im Blick auf Gemeinden, Kirchen und Religionen erwarten lassen? Die meistgeclickte Gemeinde wird dann online hegemonial? Andere Gemeinden können ihr Pfarramt sparen, weil sie online versorgt werden? Und gälte Analoges für Kirchen und Religionen?

Die hiesige Frage ist, ob für Schrift (generell) solch ein Effekt erwartbar oder absehbar ist? In Konkurrenz mit anderen Medien wie Ton und Bild jedenfalls gerät die schreibende und lesende Kommunikation ins Hintertreffen: zu langsam, zu mühsam, zu reizarm, zu differenziert, zu wenig ikonische Prägnanz, zu fallibel, zu unsicher, dass sich das (mutmaßlich intendierte) Verstehen einstellt.

24 Gehring 2016 verweist auf die wissenschaftliche Dringlichkeit ›rechenbaren Texts‹ für die Digital Humanities, jenseits proprietärer Einschränkungen.

Und was bleibt für die Schrift? Sofern neue Medien ihre User ›formatieren‹, wenn sie anders gesagt Fragen von Wahrheit, Sinn und Sinnlichkeit umformen und die Ordnung der Sinne verändern, wird das für den Schriftgebrauch ebenso wenig folgenlos sein wie für die Schrift als Schrift. Die unabsehbare Ermöglichung durch digitale Medien ist das eine, was man als Gewinn begrüßen und ›kaufen‹ kann.

Dabei handelt man sich allerdings implizit ein Machtspiel ein: Digitale Medien ermöglichen, sind also die Figur der *potentia*, die möglich (und wirklich) macht. Daher ist mit dieser Ermöglichung auch eine Präfiguration des ›Use‹ und der ›User‹ mitgesetzt. Die vermeintliche Alternative eines Medien-determinismus oder eines Medienpossibilismus ist daher als ein graduelles Verhältnis zu verstehen, nicht aber einander ausschließend.²⁵ Denn die Ermöglichung durch neue Medien ist zugleich eine Neubestimmung der Möglichkeits- und Unmöglichkeitsbedingungen, in, mit und unter denen bzw. durch die kommuniziert wird. Für die Medienanthropologie ist das eingehend erörtert worden: ob, wie und inwiefern Medien Menschen ›machen‹, d. h. formen, reformatieren oder figurieren.²⁶

Für Schrift und im Besonderen die Schrift ist die religiös primäre Auffassung, sie sei ein Medium, in dem wir kommunizieren und das die Kommunikation des Evangeliums ebenso ermöglicht wie formt (auch determiniert?). Dass eben diese Schrift aber ihrerseits Form in Medien ist und von diesen bedingt wird, und dass daher auch die Kommunikation des Evangeliums umgeformt wird (reformiert, deformiert, jedenfalls transformiert), ist unvermeidlich.

Die Bibel geht längst den Weg aller Files: gebunden und normiert von Anbietern der entsprechenden Apps, der neuen Verlage. Dass gemeinfreie Versionen frei im Netz zirkulieren, ist das eine: Open Access. Dass die Editionen mit Qualitätssicherung kostenpflichtig bleiben und gebunden durch ihre Herkunft, ist das andere.

Um es etwas zuzuspitzen: ›Relevant‹ ist, was sich rechnet und was die meisten Clicks erhält. Und das ist voraussichtlich nicht die Schrift, noch nicht einmal Schrift generell. Durch Konkurrenz ergibt sich eine Kontrastierung, in der nur wenige übrig bleiben, von denen die wenigsten auf Dauer ›Open Access‹ sein werden. Denn was sich rechnet und womit sich Gewinn machen lässt, damit wird auch gerechnet und Gewinn gemacht. Dieses ökonomische ›Hintergrundrauschen‹ aller Digitalisierung (und die entsprechenden politischen und ethischen Probleme) wird zwar möglichst invisibel gehalten, ist aber für den reflektierenden Beobachter unverkennbar.

25 Mit und gegen Grampp 2006: 268.

26 Stoellger 2019a.

Die offene Frage ist dann, ob diese Umformatierungen und dieser Medienwechsel die Schrift und im Besonderen die Schrift tangieren. Denkbar wäre ja, dass alte Praktiken und Gebrauchsgewohnheiten stabil bleiben: eine lang genutzte ›Handbibel‹ und womöglich sogar eine handschriftlich ausgearbeitete Predigt. Man könnte den sinnindifferenten neuen Medien auch mit Indifferenz begegnen und an alten Gewohnheiten festhalten *in vivo* religiöser Praxis. Nur – auf Dauer werden die neuen Medien auch die Gewohnheiten prägen.

4 Was kann Digitalisierung heißen – für die Schrift auf dem Screen?

1. Ist Schrift ein *Medium* aller in ihr möglichen Kopplungen, und ist die Schrift eine *Form* in diesem *Medium* (und die Schrift ihrerseits ein *Medium* für diverse Formen, wie die Gleichnisse etc.) – dann ist Digitalisierung als *Universalmedium* eine radikale *Entkopplung* und erst kraft dessen das *Universalmedium*. In der Reduktion auf eine binäre Differenz herrscht strikte Indifferenz allen anderen Differenzen gegenüber, erst recht den semantischen, auch Indifferenz gegenüber Lesern oder Usern.

Was dann ›als Schrift‹ auf dem Screen erscheint, sei nur noch »Blendwerk«²⁷, wie Friedrich Kittler ikonoklastisch formulierte. Ähnlich klingt Neal Stephenson's Kritik an der graphischen Benutzeroberfläche (GUI – graphical user interface) als Entmündigung der User: »In the Beginning was the Command Line« heißt ein Essay von Neal Stephenson aus dem Jahr 1999. Auf Deutsch ist die These im Titel erklärt: »Die Diktatur des schönen Scheins. Wie grafische Oberflächen die Computernutzer entmündigen«²⁸.

2. Auch die Schrift ist auf dem Screen ›nur‹ digitale *Simulation* der Schrift, da sie lediglich für unsere Sinne aufbereitete *Visualisierung digitaler Daten* ist. Man kann auch formulieren, die Schrift wird *pure Projektion* – mit dem Nebensinn von erhöhter Täuschungsanfälligkeit.²⁹ *Sein und Schein* werden hier indifferent, denn die *erscheinende* Schrift auf dem Screen wird *als Schrift* gesehen, behandelt und akzeptiert. Wie brüchig diese *Simulation* allerdings ist, zeigt

27 Kittler 1986: 8, mit Krämer 2004: 217.

28 Stephenson 2002. Nach Erscheinen von *OSX* – mit dem sich Stephenson (überraschenderweise) schnell anfreunden konnte – wurde sein Text beantwortet und weitergeführt von Birkel 2004.

29 Wobei relevant anzumerken ist, dass ›Projektion‹ noch längst kein Argument gegen die Geltung oder Anerkennung des Projizierten ist. Ist doch Projektion nur ein Ausdruck für die Genese von etwas, nicht aber schon ein Urteil über die Geltung oder Wahrheit(sfähigkeit).

sich bei Griechisch und Hebräisch zwischen Programmen, Betriebssystemen und Satzmaschinen.

3. Wie Sein und Schein werden hier auch *Bild und Schrift* indifferent. Denn ›offensichtlich‹ ist die Schrift *Schrift auf dem Bildschirm* – nicht geschrieben, sondern als *Bild* erzeugt. Das GUI produziert nichts als Grafiken. Als solch eine Datenvisualisierung ist Schrift auf dem Screen strikt Produkt einer (für den User dunkel bleibenden) *Bildgebung*: Sichtbarmachung prinzipiell unsichtbarer Daten und deren Verarbeitung. Das Digitalisat ist invisibler Datenbestand. Die visuelle Darstellung ist Visibilisierung derselben.

Das allerdings als ›Blendwerk‹ oder ›Diktatur des schönen Scheins‹ zu inkriminieren, ist unnötig. Für die Autologie von Apparat und Programm ist das entbehrlicher Schein. Wenn aber User adressiert werden, ist deren sinnliche Wahrnehmung alles andere als entbehrlich, vielmehr basal und tragend. Und sofern diese User als Leser adressiert werden sollen, ist auch die Sinnfrage (und womöglich sogar die Wahrheitsfrage) alles andere als entbehrlich.

Für die *Schrift als Schrift* allerdings ist bemerkenswert, dass ihre Schriftlichkeit als Bildlichkeit und durch Bildgebung erzeugt wird (mit allen abgründigen Konsequenzen mangelhafter Codierung der nicht-lateinischen Zeichen).

4. Prinzipiell werden in dieser Medienpraxis auch *Lesen und Hören* indifferent. Denn für den Apparat ist es gleichgültig, ob er die Daten visuell oder akustisch ausgibt (oder taktil, sofern das apparativ möglich ist). Die *Nahsinne* fallen allerdings weitgehend aus als potentielle Adressierungen – anders als bei alten Schriftmedien. Was immer *Schriftgebrauch* dann heißen mag, ist es die Medienpraxis eines vor allem visuell und taktil adressierte Users – und dann erst eines Lesers und vielleicht sogar eines verstehenden Lesers und lesenden Verstehers.

5. Irritierenderweise werden auch *Kontrolle und Kontrollverlust* schwer unterscheidbar. Einerseits suggeriert die graphische Omnipräsenz der Schrift und der vielen Schriften eine Steigerung von Zugänglichkeit und Kontrolle über ›die Daten‹. Dabei hat der User über ›die Daten‹ keinerlei Kontrolle. Sie werden vorgegeben, proprietär geschützt und vermarktet und auf dunkle Weise aufbereitet, auf dass sie hell erscheinen auf dem Screen. Aus der Black Box des Apparats, der Daten und Programme entspringt die *scriptura ex machina*. Ob Befehlszeilen oder GUI, die Kontrolle über die Daten haben allein deren Vertreter und die Programmierer, die dem User bestenfalls das Gefühl vermitteln, kraft der ›Benutzerführung‹ die Kontrolle zu haben.

6. Die Differenz von Präsenz und Absenz der Schrift wird unscharf. Da die Schrift potentiell allgegenwärtig ist (als ›wirkliche Möglichkeit‹), ist sie potentiell genauso absent wie präsent. Erst im Gebrauch wird sie durch die Adressierung des Apparats präsent, wenn sie ›aufgerufen‹ oder ›geöffnet‹ wird. Das erinnert an die theologische Regel, Bibel werde Schrift erst im (gottesdienstlichen) Gebrauch. So erscheint digitale Schrift erst, wenn man sie ›aufruft‹. Dieser Primat des Pragmas heißt aber für digitale Schrift beschleunigte Vergänglichkeit (Dauer, Datenbestand, Format) und letztlich den idealistischen Grenzwert einer Repräsentation ohne Präsenz. Mit der Materialität der Schrift entschwindet auch eine widerständige Präsenz des Schriftkörpers. Wenn die Externität und Materialität der Schrift in ihrem Anspruch und ihrer Widerständigkeit theologisch von Belang sein sollte, wäre das in der Digitalisierung zumindest deutlich reduziert.

7. Die Verräumlichung der Zeitsequenz der Schrift wie des Lesens ermöglicht schon in der analogen Schrift deutliche Manipulationen, im Schreiben wie im Lesen. In der digitalen Schrift steigert sich diese Manipulierbarkeit der ›Zeitachse‹³⁰ und damit ebenso die Freiheit wie die Täuschungsanfälligkeit.

Sprechen ist aktueller Zeitverlauf in der Sequenz des Gesprochenen. Hören ist dementsprechend an diese Sequenz gebunden, solange es aufmerksam bleibt. Lesen ist anders: einerseits ist es traditionell ähnlich sequenziell, aber die Schrift ermöglicht aufgrund ihrer visuellen und materialen Kopräsenz Sprünge nach voraus und zurück, zwischen Zeilen, Seiten und ganzen Kapiteln. Denn Sehen und Lesen sind nicht an die Zeitsequenz gebunden, sondern springen ohnehin (Sakkaden) und dürfen weit darüber hinaus springen.

Die digitale Schrift ist als Schrift hoch liquide und plastisch – und daher umso mehr das Sehen und Lesen derselben. Was wo wie angezeigt wird, ist programmierbar, teils vom User einstellbar, größtenteils aber ›geblackboxt‹, also im Programmcode vorgegeben und determiniert.

In gewisser Weise werden hier Schrift und Lektüre indifferent, weil im Lesen die Schrift aufgerufen, angeordnet und ggf. sogar modifiziert wird. Alle möglichen Files, Kommentare und Übersetzungen beispielsweise können parallel laufen, Themengruppen konfiguriert werden, ›Links‹ gehen von der Oberfläche in die Tiefe, Weite und Höhe des drei- oder mehrdimensional werdenden Schriftraums. Die entmaterialisierte, entkörperlichte Schrift entwickelt im Digitalen einen virtuellen Körper, der hybrid und proteisch erscheint, beunruhigend wandelbar, hoch komplex und ›universal vernetzt‹. Schrift wird zum komplexen Knoten in einem Datennetz³¹. Das Lesen wird damit stärker zum

30 Zur ›Zeitachsenmanipulation‹ vgl. Krämer 2004.

31 Wobei ›Knoten‹ sc. netzwerktechnisch bzw. topologisch der falsche Ausdruck ist.

komparativen Lesen, auch zum kompetitiven, sofern es sich in der Freiheit der Optionalisierung ständig entscheiden und dazu vergleichen muss.

Die Sozialität der Schrift unter Schriften verändert sich damit auch nachhaltig. Anders als das irenische Nebeneinander in der Bibliothek oder dem Archiv wird die Schrift im digitalen Raum dauernder Kompetition ausgesetzt. Eine Entsprechung dazu ist die Dauerkompetition von Religionen, Kirchen und Gemeinden – bis in die Situation des Pfarrers mit seinem sonntäglichen Auftritt. Mit Online-Gottesdiensten manifestiert sich die Konsequenz kompetitiver Religion drastisch.

8. Schrift ist nicht mehr ›nur‹ ein zweidimensionaler Raum (das war sie auch schon als Stein, Tontafel, Papyrus, Kodex oder Buch nicht), sondern sie wird *mehrdimensional*: in sich vielfach verlinkt, extern verlinkt, eingebettet in Datenbanken und global vernetzt. Das bringt eine wesentliche Neuerung: wie die Schrift zur infinit vernetzten Schrift wird, so wird der Leser (je nach File, App und Host) vernetzter Leser, also Teil einer Lesergemeinschaft. Teils kann er sehen, was andere markieren; teils kann er sich parallel mit anderen Lesern austauschen, teils kann er sogar am Text weiterschreiben (Wikis). Dadurch wird die Schrift plastischer als bisher (was biblisch etwa nur den Tradenten und Redaktoren vorbehalten war, wird demokratisiert). Die Schrift ›atmet ein und aus‹, je nach Nutzung. Sie wird vom Lesen und ihrem technischen Kontext (im Sinne von Eco) noch hybrider als bisher.

9. Diese produktive Weiterung der Schrift im Um- und Fortschreiben notiert, ist schnell klar, dass damit nicht nur Beobachtungen, ggf. Überwachungen mit Track and Trace, einhergehen, sondern auch *neue ›Vulnerabilitäten‹*, sowohl der Schrift als auch der Leser. Die Anfälligkeit und ›Fürsorgebedürftigkeit‹ des Apparats, die Pflegebedürftigkeit der Apps, die permanente Weiterentwicklung der Kompetenz im Umgang mit Betriebssystem und Apps – und schließlich nicht zuletzt die schwer erarbeitete Kompetenz des Verzichts auf viele Optionen und Aufdringlichkeiten, machen den Schriftgebrauch am Screen hoch labil.

Wenn ästhetische Praktiken auf ›Intensitäten‹ setzen und darin recht rigoros Aufmerksamkeit fordern, fokussieren und fördern, ist der Screen zwar auch ein ›eifersüchtiges‹ Medium, das keine Aufmerksamkeiten neben sich duldet. Aber der Screen ist als Universalschnittstelle Einfallstor für alle ›Mächte und Gewalten‹ medialer Präsenztechnik und Repräsentationsformen, dass die Schrift da schnell das Nachsehen hat: still, schwarz/weiß, meist bildlos, schweigend und stumm.

10. Wie *immersiv* ist die Schrift auf dem Screen dann noch? Medien sind Wahrnehmungsformen (mit Fritz Heider), und daher wahrnehmungsformend, und stets auch wahrnehmungsverändernd. Die Differenzen von Buch, Hörbuch und Film machen das leicht nachvollziehbar. Man nimmt in anderen Medien ›dasselbe‹ anders wahr, und nicht nur anders, sondern auch anderes. Ob man selbst dabei stets derselbe bleibt, ist zumindest klärungsbedürftig und nicht selbstverständlich. Der Computeruser ist kraft dieser Medienpraxis ein anderer als der Hörer einer Predigt. Üblicherweise würde man sagen, es ist derselbe in zwei verschiedenen Praktiken, die er nur unterscheiden kann, weil er derselbe ist. Ob man von solch einem ›harten Kern‹ infallibler Subjektivität ausgeht oder nicht, sind es zwei verschiedene Praktiken (und Pathiken), die einen auf Dauer so oder so bestimmen, formen und verändern in der ›eigenen‹ Wahrnehmung, Deutung und Praxis.

Die ›praktische Erkenntnis‹ des Glaubens bestimmte Johannes Fischer als ›Verortetwerden im Horizont des Erkannten‹, das dann ›in die Phänomene abgebildet werde‹.³² Mit Paul Ricœur könnte man in verwandter Weise sagen, kraft der Lektüre vollziehe sich eine Einkehr in die Konfiguration der Narration, die kraft der Lektüre zur Refiguration der Lebenswelt des Lesers führt.³³ Textwelt wird Lesewelt, die mit der Lebenswelt interagiert – und den, der im Lesen lebt, jenseits des Lesens bestimmt. Das sind medientheoretisch gesehen Immersionsphänomene und -effekte.³⁴ Wenn man beim Lesen eines Buches ›completely immersed‹ sein kann, wie ändert sich das bei der digitalen Schrift?

Einerseits sind digitale Medien und vor allem wohl Tablets und Handys erstaunlich kleine, erstaunlich potente Immersionsmedien. Nicht nur Kinder können von Handys schnell und lange ›completely immersed‹ sein. Die audiovisuelle Reizintensität und die Professionalität der Aufmerksamkeitsgewinnung und -haltung durch die Geschwindigkeit, Vielzahl und Intensität der Reize ›funktioniert‹, fesselt, und das immer wieder anhaltend.

Andererseits ist eben diese technische Immersionsintensivierung für Schrift auf dem Screen für das Immersionspotential des Lesens keineswegs förderlich. Nicht zufällig lesen Viele ›Bücher‹ lieber auf eBook-Readern. Die digitale Diskretion – ähnlich der Kunst der Selbstzurücknahme des Buchdrucks – scheint dem Lesen förderlich und bei Lesern beliebt zu sein. Das permanente Ablenkungspotential von Computer, Handy und Co. ist für das Lesen vermutlich nicht förderlich.

32 Vgl. Fischer 1989.

33 Vgl. dazu Ricœurs Trilogie *Temps et récit*: Ricœur 1988; Ricœur 1989; Ricœur 1991.

34 Stoellger 2019b.

Insofern ist die Schrift auf dem Screen (von den E-Book-Readern abgesehen) eher immersionsärmer. Die apparativen Optionen und die Eigendynamik des Apparats wie der Apps sind Störfaktoren einer lesenden Immersion. Und das dürfte auch für den liturgischen Schriftgebrauch gelten. Man stelle sich vor, die Gesangbücher wären Handy-Apps – und alle Gottesdienstteilnehmer würden permanent ihr Handy in der Hand und vor dem Gesicht haben, während des Psalmgebets ›ploppen‹ Emails hoch, treffen SMS ein, oder manch einer vertreibt sich die Zeit der Predigt mit einem Handy-Game u. ä. Wie das für den Pfarrer aussieht, der seine Predigt vom Tablet aus vorträgt – und dabei allerlei ›Mitteilungen‹ und Benachrichtigungen auf den Screen bekommt –, ist ähnlich unheimlich.

Optionalisierung und Eigendynamik von Apparat und Programmen sind ein Ablenkungspotential, das als Potential einigermaßen mächtig ist, wirkmächtig und ›fesselnd‹. Meinte Ludwig Wittgenstein noch (irrtümlich) ›ein Bild hält uns gefangen‹,³⁵ wäre dann zu sagen, der Apparat hält uns gefangen. Aber nicht die Schrift auf dem Screen, sondern die Reizfülle und -geschwindigkeit der apparativen Optionen.

Die Universalschnittstelle des GUI, des Screens, ist zu potent, hat zu viel Potential, was für die Konzentration des Lesens und die entsprechende Immersionserfahrung kontraproduktiv ist. Um es an einem Aspekt zu verdichten: Schrift adressiert den Leser, *den* Leser, der sich Zeit nimmt, genau zu lesen und im Lesen zu denken, zu imaginieren, was er liest. Erst kraft einer Imaginationspraxis wird das Gelesene plastisch. Und diese Praxis braucht Zeit, Ruhe, Konzentration und ist sehr störanfällig, ›vulnerabel‹ also. Dafür ist die Pluripotenz des Screens eher eine Gefährdung als eine Förderung.

5 Digitale Umformatierung des Sehens und Lesens

1. Das Sehen und Lesen der Schrift wird bei aller Verbreitbarkeit deutlich voraussetzungsreicher: Es bedarf nicht nur eines Buchs und der Lesekompetenz, sondern eines Apparates, des Betriebssystems, der App und des freigeschalteten Files und entsprechender Investitionen und Kompetenzen – bis es mit dem Sehen und Lesen überhaupt anfangen kann. Die Zugänglichkeitsexpansion findet in der apparativen und softwareabhängigen Konditionierung ein deutliches Gegengewicht.

Ein Digitalisierungskritiker könnte meinen, die neuen Medien seien Apparate mit eingebautem ADHS: Sie wollen permanent Aufmerksamkeit, Updates,

35 Vgl. Wittgenstein 1984: 300.

Mitteilungen, Aktualisierungen und regelmäßigen Ersatz der Hardware. Sie sind ebenso hyperaktiv wie pflegebedürftig und kostenintensiv. Dieses ›technische Apriori‹ von Schrift und der Schrift auf dem Screen ist prägend und verändert nachhaltig die ›Umgangsformen‹.

Vorsichtiger beschrieben ergeben sich mit der Schrift auf dem Screen *Aufmerksamkeitskonflikte und Aufmerksamkeitsdefizite*: Der Buchdruck hatte die Kunst professionalisiert und perfektioniert, alles der Schönheit oder zumindest der Qualität des Buches und letztlich der Lesbarkeit des Textes zu opfern: eine Maximierung der Selbstzurücknahme zugunsten des zu Druckenden, zu Zeigenden, zu Lesenden und der Leser. Dass Verlage und Herausgeber dabei auch ihre Eitelkeiten und Marktmechanismen im Blick hatten, ist unstrittig. Aber bis in heutige (professionelle) Layouttechniken ist der möglichst gut lesbare, doppelt ›diskrete‹ Satz ein Gestaltungsideal. Es geht um die möglichst flüssige, geschmeidige Aufmerksamkeit für das Gesetzte, für die der Satz und der Setzer allerdings höchste Kunstfertigkeit an den Tag legen müssen.

Die digitalen Apparate, die Betriebssysteme, die Apps und die permanenten Updates buhlen im Unterschied dazu auf andere Weise um Aufmerksamkeit für die – keineswegs nur instrumentelle – Medialität und deren ökonomische Anerkennung. Dabei liefert der User zugleich permanent Daten über sein Nutzerverhalten, die von neuem ökonomisch interessant sind. Nun ist sicher das Verlagsgeschäft alles andere als ökonomisch desinteressiert. Wie Betriebssysteme buhlen auch Verlage um Aufmerksamkeit, Anerkennung und entsprechend ökonomische Entscheidungen. Aber die relative Zurückhaltung im Vergleich zu den Computer, Betriebssystemen und Apps ist doch ein eminenter Unterschied.

Neue Medien sind deutlich pflegebedürftiger und haben anscheinend chronische Aufmerksamkeitsdefizite. Wenn sie nicht gehegt, gepflegt und regelmäßig aktualisiert, je spezifisch bedient und gesichert werden, machen sie Probleme. Sie drängen sich – medial kontraproduktiv, aber ökonomisch interessant – viel mehr in den Vordergrund als die alten Medien. Eigentlich ist das für das Fungieren eines Mediums widersinnig, wenn es denn um das Medialisierte ginge.

Aber es geht eben nur sekundär um die Inhalte, primär um die Formen, Techniken und deren Ökonomie mit entsprechender Politik. Denn es geht nicht nur um Geld-, sondern auch um Machtfragen. *Schwache* Medien mögen nur Instrumente sein. Wer meint, die Digitalisierung der Schrift sei nur eine Umstellung auf ein anderes Instrument, sieht das so – und verkennt einiges. *Starke* Medien entwickeln ihre Eigendynamik, so oder so. Dass die Sprache mitspricht und vorspricht, ist evident – und muss einen nicht immer stören.

Aber die neuen Medien können zu ADHS neigen oder zu einem Narzissmus, der medial widersinnig ist. Es sei denn, man nimmt wahr und versteht, dass

es eigentlich um die Selbsterhaltung, Selbststeigerung oder ›Autopoiesis‹ dieser Medien geht.³⁶

2. Zentrale Wirkung des Medienwechsel ist die neue Operativität der digitalen Medien, mit der sie besondere *Deutungsmacht* entfalten, kraft derer sie uns *anders sehen lassen* und *sehen machen*, *anders lesen*, *anders denken* und *anders verstehen* machen. Kurz gesagt, die Operativität heißt, dass sie uns *anders machen*: vom Leser zum User, vom Schriftgebrauch zum Computergebrauch (inklusive Handy), von der Operativität der Schrift (die uns in Anspruch nimmt) zur Operativität der Apparate, Programme und Vernetzung.

All das ist kein Grund für pauschale Technikphobie (wie seit Martin Heidegger beliebt), analog der alten Bildphobie. Aber wie wir Schrift- als Sachkritik brauchen und Bildkritik als Methode (Gottfried Boehm),³⁷ so auch Technikkritik und Medienkritik. Aber Kritik heißt hier präzise Beschreibung, genaues Verstehen, differenzierte Beurteilung – und keine leicht zu produzierenden Eindeutigkeiten.

Bei analogen Schriften hat man es mit Text und Textilität zu tun, mit Falten, Einfaltungen, die entfaltet werden, Implikationen und Explikationen. Diese Verflechtungen und Faltungen werden in digitalen Medien komplizierter. Denn hier hat man es mit neuen *Schachtelphänomenen* zu tun. Medien enthalten – Medien, was auch sonst, und nebenbei auch ›Inhalte‹ als vorübergehende Formen. Die neue Zeitlichkeit (Kopräsenz von allem, Absenz von allem anderen) und hybride Räumlichkeit (›Multiversen‹) führen dazu, dass jeder ›lost in translation‹ ist: im Medienlabyrinth – in dem sich die vorübergehend auskristallisierenden Formen ebenso schnell wieder auflösen wie Zucker im Wasser.

Nun ist solche Verschachtelung von Medien in Medien mit vorübergänglichen Formen der Theologie nicht unvertraut. Wenn das Reich Gottes (sein Heilsmedium) im Gleichnis (Kommunikationsmedium) als Gleichnis (Form) zur Sprache (Medium) kommt, und dieser Medium-Form-Komplex seine Adressaten in Anspruch nimmt und umformen oder refigurieren will als *neue* Menschen, hat man es mit analogen Komplikationen zu tun, aber eben mit analogen, nicht mit digitalen.

3. Das Medium Schrift antizipiert Entkopplungen, die für die Digitalisierung signifikant sind. »Die Schrift erzeugt [...] eine *neuartige Präsenz von Zeit*, nämlich die *Illusion der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen*«³⁸, was Luhmann die

36 Vgl. den Beitrag von Stoppel in diesem Band.

37 Vgl. Boehm 2011: 170–178.

38 Luhmann 1997: 265.

»Illusion der Schriftkultur« nennt.³⁹ Im Gebrauch der Schrift wird diese ›Kopräsenz‹ inszeniert, indem das Wort der Schrift an die Hörer gerichtet wird in Schriftlesung und -auslegung. Diese (nicht gleich pejorativ zu verkürzende) Illusionskunst wird im Digitalen weiterentwickelt – mit der Illusion der Gleichzeitigkeit des (fast⁴⁰) Gleichzeitigen: der Illusion, die digital Partizipierenden, womöglich sogar kopräsent Partizipierenden, seien einander so gleichzeitig wie in der leiblichen Präsenzkommunikation. Während die analoge Schrift unverkennbar die Zeitendifferenz mitkommuniziert und erst der Supplemente bedarf, um diese Differenz zu überbrücken: Schrift als Wort Gottes; Geist als Leib der Schrift; Interpretation und Auslegung als Aktualisierung etc. Digitale Kommunikation (im audiovisuellen Stream) soll wie Face-to-Face-Kommunikation erscheinen. Die digitale Schrift wird scheinbar gleichzeitig zu allen Erscheinungen auf dem Screen, ebenso gleich verfügbar wie nebeneinander und ineinander.

4. Der Plastizität und infiniten Faltung oder Hybridität der digitalen Schrift korrespondieren gravierende Änderung des Sehens, Lesens und vermutlich auch des Verstehens und Respondierens auf die Schrift. Dazu lässt sich unterscheiden die Augen-, Hand- und Körperarbeit:

Die Augenarbeit des Sehens wird anders und für Bücher Gewohnte schwieriger: Die alte Form der Sakkade des Lesens, das kurze Verweilen bei Buchstaben, Silben oder Worten, wird um neuartige Sakkaden erweitert: dem Sprung in andere Daten über Links oder Suchbefehle. Diese Sprünge sind andersartig, weil sie den Sinnzusammenhang verlassen, nicht nur im Seitenwechsel, sondern im Buch- oder Datenwechsel. Suchmöglichkeit ermöglicht eine bessere ›Bedürfnisbefriedigung‹, indem man nur sucht, was man finden will – und darüber hinaus nicht beiläufig noch etwas anderes findet beim langsamen Suchen.

Die Verkürzung der Aufmerksamkeitsspanne gilt nicht nur für den Textverlauf, sondern auch für das Verweilen an einer Stelle. Kürzere Fixationen und weitere Sakkaden bedeuten, das Lesen wird ›sprunghafter‹, schneller und vermutlich oberflächlicher. Es nähert sich dem ›Fast Reading‹ und ›Scannen‹ eines Textes. Ob das allerdings unqualifiziertere Ergebnisse bedingt, ist keineswegs klar.

Auf einem Screen zu lesen erfordert eine Umstellung des Blicks, eine andere Arbeit der Fixation, eine neue Disziplin der Fokussierung und Ausblendung

39 Luhmann 1997: 265.

40 ›Fast‹ ist nur eine Problemmarkierung für die technischen Verzögerungen und ggf. Komplikationen – die bei optimaler Technik zum Verschwinden oder wenigstens zum Vergessen gebracht werden.

aller möglichen Ablenkungen, eine Reduktion der Programmoptionen – in summa ein Lassen und Absehen, das als Rückseite der Fokussierung eine hohe negierende Aktivität erfordert.

Hinzu kommt das unmerkliche (als solches nicht bewusst wahrgenommene) Flimmern oder Flickern des Bildschirms (je nach Bildwiederholrate) und für manche auch die trockenen Augen durch Bildschirmarbeit (selteneres Blinzeln). Jedenfalls wird die Augenarbeit dann der zu sehenden und zu lesenden Schrift deutlich anders, und erst einmal deutlich anspruchsvoller – auch wenn das Versprechen der neuen Medien und immer wieder neuen Programme natürlich gegenläufig lautet: immer mehr, immer schneller, immer einfacher etc.

Was für die Augenarbeit gilt, findet in der *Handarbeit* seine Entsprechung. An der Schrift als Buch wird anders gearbeitet als in und an der digitalen Schrift. Das gilt auch für die *Leibarbeit* mit einem digitalen Medium und den vielfach untersuchten ›gesundheitliche Folgen‹. Und es gilt auch für die neue Sozialität im Unterschied zum ›einsamen Buchleser‹. Denn den gibt es im Digitalen nicht mehr, ist doch die Schrift als digitale Schrift ein Knoten im Netz und alle User unvermeidlich vernetzt. Aber diese Explosion der Sozialisierung des Lesers geht mit einer anderen A-Sozialität einher: der Anonymität einerseits, der Kontrollierbarkeit durch ›Track and Trace‹ andererseits. Das latent Politische daran bedingt ethische und juristische Rückfragen nicht nur nach dem Schutz der Urheberrechte, sondern auch der Leserrechte und deren Datenschutz.

5. Die *Maschinenarbeit* als Arbeit am Apparat und der Arbeit des Apparats an Daten und Usern ist im digitalen Medium eine relevante Größe. Bei der digital programmierten Schrift ist der ›Content‹ Nebeneffekt, die Aufmerksamkeitsökonomie der eigentliche Fokus. Der professionelle Buchdruck hat seine Vollendung in dezent diskretem Layout gefunden – auch wenn die ökonomische Formatierung dessen nicht zu verkennen ist. Aber als Medium der Repräsentationskultur wird die Präsenz des Mediums deutlich diskreter zurückgenommen für die Vollzüge des Sehens und Lesens.⁴¹

Der Apparat des Digitalen und seine Programme muten dem User eine *Zurichtung oder Dressur* zu. Das gehört zur Operativität dieser Medien, die einige Passivität seitens der User bedingen, auf die er nur mit entsprechend zugeleiteter Aktivität, Übung und Training antworten kann – wenn man nicht im medialen Abseits landen will. Darüber kann man lamentieren, auch kulturkri-

41 Anders indes sieht es aus, wenn man die manifeste Präsenz der Bücher in ihrer Masse und Macht vor Augen hat, der gegenüber die digitalen Files ungeheuer diskret wirken, so leicht und luftig, als wären sie inexistent.

tisch werden oder medienkritisch. Das ist teils auch sicher angebracht – aber zehrt von den Bedingungen, gegen die es anrennt. Dagegen die alte ›Handschrift‹ zu feiern und für allein ›eigentlich‹ zu halten, wirkt mittlerweile schlicht renitent. Die Medien disponieren ihre User – und wer in dieser Disposition nicht mitspielt und gewollt oder ungewollt indisponiert bleibt, hat nicht nur ein Problem. Aber die Machtfragen in diesen Medienökonomien zu übersehen, wäre naiv. Und wenn Medienpraktiken ›alternativlos‹ werden, kommt auch Gewalt ins Spiel, die einem keine Alternative lässt. Monopolisten oder drastische Hegemonien sind von solcher Art.

6. *Sehen und Lesen* wird jedenfalls anders und nicht einfach ›leichter‹, auch wenn (oder sofern) die Zugänglichkeit der Schriften erleichtert wird. User und Schriften kommen in einem ›*admirabile commercium*‹ technisch einander auf neue Weise nahe – aber Sehen, Lesen und Verstehen treten weiter auseinander. Der eingespielte Zusammenhang, bei dem das Sehen schon übersehen wird, und das Lesen als Verstehen verstanden werden kann und das Verstehen als Lesen – zeigt eine Nähe dieser drei Arbeitsformen, die bis zur Indifferenz verflochten erscheinen können (was sc. unterdifferenziert wäre). Durch die neuen Medien wird diese eingespielte Selbstverständlichkeit entselbstverständlich und die (vermeintliche) Indifferenz von Sehen, Lesen und Verstehen deutlich differenziert. Es tritt auseinander, was verschränkt war – und muss von neuem erst mühsam verschränkt werden, wobei die Praktiken deutlich anders werden und die Ergebnisse vermutlich auch.

7. Immer mehr Zugänglichkeit mit immer mehr Problempotential. Denn die gern gepriesene ›Optionalisierung‹ (Hans Joas),⁴² nicht nur von Religion, sondern in jeder Hinsicht, führt als hohen oder höchsten Wert die Vermehrung der Optionen mit sich. Auf der technischen Seite heißt das Möglichkeitseskulation, die auch Komplexität, Fallibilität und Vulnerabilität ›der Systeme‹ impliziert. Die Konsequenzen sind alltäglich präsent.

Die Möglichkeitssteigerung geht mit einem gesteigerten Bedarf an Möglichkeitsreduktion und einigen technischen Komplikationen einher. So wird der Anspruch auf Kohärenz des Lesens und Kohärenz eines Sinnzusammenhangs im Verstehen deutlich anstrengender und komplexer – und *unwahrscheinlicher*. All das Wahrzunehmende kontingent selektiv wahrzunehmen und dann auch noch in einen ›Lesen‹ zu nennenden Zusammenhang zu bringen, gar in einen ›Verstehen‹ zu nennenden Sinnzusammenhang – ist deutlich schwieriger als bei einem (ohnehin schon schwierigen) alten Lesevorgang.

42 Vgl. Joas 2012.

8. Die *Erinnerungs- und Imaginationsarbeit* wird schwieriger und vermutlich rarer. Lesen geht äußerlich und oberflächlich schnell und für den, der Lesen kann, fast automatisch. Wer Lesen kann, kann Gesehene Schrift nicht nicht lesen. Aber wenn es um den Übergang vom Lesen ins Verstehen geht, ist in zwei Hinsichten Imagination unerlässlich: sich Gelesenes auch vorzustellen, auszumalen, zu konkretisieren, ist Erinnerungs- und Imaginationsarbeit, als würde man das Gelesene ›auf die Bühne‹ der eigenen Vorstellung bringen. Das braucht Zeit und Arbeit. Dabei trifft das aufmerksamere Lesen permanent auf Ungesagtes, Ungeschriebenes, auf Leerstellen. Die kann man übergehen, überspringen und vergessen; aber für das gründliche Lesen sind sie Aufforderung zum Ergänzen, Rückfragen und erweiterten Vorstellen, noch ein Grund zur Imaginationsarbeit also.

Lesen ist im Übergang zum Verstehen *memorial und imaginativ*: das Gelesene evoziert Erinnerungen – und bedarf der Vorstellungsarbeit, um plastisch werden zu lassen, was man liest. In narrativen Texten wird das eine anschauliche Vorstellung sein müssen, in argumentativen Texten eher eine begriffliche und schlussfolgernde Vernunftarbeit. Und in anspruchsvollen Narrationen beides zugleich, wenn im Gleichnis als Gleichnis *auch* argumentiert wird (z. B. mit den ›Arbeitern im Weinberg‹, Mt 20,1–16).

Wie jedes visuelle Zeigen zugleich ein Verbergen und Verstellen ist, so ist das Erinnern stets auf dem Hintergrund des Vergessens wirksam und als selektives Erinnern ist es selber ein Vergessen (als Exklusion des Nichterinnerten).⁴³ Dieses Zugleich ist allerdings mitnichten schon ›geregelt‹, wie Luhmann insinuiert: »Die eigentliche Funktion des Gedächtnisses liegt denn auch nicht in der Bewahrung des Vergangenen, sondern in der Regulierung des Verhältnisses von Erinnern und Vergessen«⁴⁴. Denn wer, was und wie da reguliert wird, ist beim persönlichen Gedächtnis ebenso klärungsbedürftig, wie es beim öffentlichen oder kulturellen Gedächtnis eine hoch umstritten und ethisch wie politisch dimensionierte Frage ist. Dass unterschieden und exkludiert wird, ist trivial; wie wer unterscheidet und nach welchen Regeln ist dauernd strittig.

Die Schrift nun ist genau solch ein Resultat selektiven Gedächtnisses, und sie wird in ihrem Gebrauch permanent von neuem selektiv vergegenwärtigt mit entsprechendem Vergessen ›des Restes‹. Die digitale Schrift funktioniert hier anders: sie suggeriert Omnipräsenz, d. h. Präsenz von allem zugleich (so wie ein Bild ›all at once‹); aber sie ist zugleich Omniabsenz, sofern nichts mehr erinnert zu werden braucht, wenn alles jederzeit verfügbar ist. Die mnemotechnische Funktion der Schrift, Vergessen zu ermöglichen, wird (in Erinne-

43 Stoellger 1998.

44 Luhmann 1997: 270.

rung an Platons Schriftkritik) erst richtig dringlich durch die Digitalisierung der Schrift: die die Illusion von Gedächtnis bietet bei gleichzeitiger Toleranz des Totalausfalls von Erinnerung, da man ja ›weiß, wie und wo man suchen kann‹. Optionalisierung zeigt hier ihre Rückseite der Option zur Indifferenz.

Kraft der *digitalen* Schrift werden Erinnerung und Gedächtnis an das Speichermedium delegiert. Erinnerung ist nur nötig, um noch zu erinnern, dass man etwas gespeichert hat, ggf. auch ein ›Keyword‹ über das Was. Aber Erinnerung und Gedächtnis werden eminent entlastet durch das digitale Medium, mit dem Grenzwert, dass man getrost vergessen kann, was man alles gespeichert hat. Für Schriften und die Schrift ist das eine dunkle Optionalisierung: auch die ist stets irgendwo gespeichert, aber man kann diesen Daten mit Indifferenz begegnen, denn sie sind ja irgendwo stets zugänglich. Das grenzt an die Regel zu leben ›etsi scriptura non daretur‹.⁴⁵

6 Entkoppelung von Lesen und Verstehen

1. Lesen war und ist eine rare, überaus unselbstverständliche Kulturtechnik, die weder allgemein gängig war und ist, noch für alle Lebens- und Arbeitsformen in Anspruch genommen werden muss. Schon die Genese des Christentums und weite Teile seiner oralen Tradition kamen ohne Lesen und Schreiben aus (von wenigen Experten abgesehen). Das Humboldtideal der allgemeinen Literalisierung bestimmt sicher noch heutige Bildungsprogramme, aber kaum begonnen, ist es in digitalen Kontexten fast schon wieder entbehrlich. Dabei ist ›Literalisierung‹ als Fähigkeit des Lesens und Schreibens in entscheidender Hinsicht zu wenig.

Denn bei aller Hochschätzung des Lesens ist eines trivial in Erinnerung zu rufen: Lesen ist noch lange kein Verstehen, geschweige denn ein Interpretieren, Antworten, Kritisieren, Urteilen, Übertragen und Weiterführen. Wird doch in Prüfungen nicht nur das Lesen, sondern gerade das Verstehen, Kritisieren und Übertragen erfragt. Unter der Hand oder explizit und programmatisch Lesen als *Metapher für das Verstehen* aufzurufen, ist daher einigermaßen täuschungsanfällig. Es insinuiert, als wäre das (vermeintlich) ›unmittelbare‹ Verstehen des Lesers bereits ein belastbares Verstehen des Gelesenen. Der ungeheure Aufwand der Exegese manifestiert diese Differenz, sonst bedürfte es deren Methoden nicht. Denn belastbares Verstehen bedarf der Wiederholung, Erinnerung und methodischen Durcharbeitung, die im Lesen selber noch längst nicht erfolgt. Eberhard Jüngels Anspruch an die Studierenden war, sie mögen ›lesend Denken und denkend Lesen lernen‹. Die hermeneutische Auf-

45 Bader 2019: 325; vgl. 311.

gabenbeschreibung für das Studium markiert deutlich die Insuffizienz des Lesens. Gleiches gälte im Übrigen auch für ›hörend Denken und denkend Hören lernen‹. Auch das Hören ist noch lange kein Verstehen.

2. Der Primat der Sprache vor der Schrift wird in der Digitalisierung umso fraglicher. Denn Digitalisierung heißt universale Schriftwerdung: im Code und seinen Speicherformen. Digitalisierung heißt für die meisten User graphische Benutzeroberfläche. Schriftbildlichkeit ist die Phänomenalität der Schrift.

Digitalisierung heißt aber auch eine zweiseitige ›Analphabetisierung‹: der ›hidden code‹ des Programms bleibt den Usern komplett unzugänglich, mehr als schleierhaft, schlicht ›absconditus‹, *supra nos, nihil ad nos*. Dieser verborgenen Schrift völlig ausgeliefert zu sein, ist für die allgemeine Demokratisierung des Schriftzugangs ein Problem. Denn daran hängen ›Track and Trace‹-Techniken, die ökonomisch relevante Beobachtungen ermöglichen (um nicht Überwachung der Leser zu sagen). Was beobachtbar ist, wird beobachtet. Was getrackt werden kann, wird es auch – weil es den Rohstoff zur Vermarktung bietet: Nutzerdaten. Die andere, schwächere Analphabetisierung ist die doppelte Programmanforderung: mit den wechselnden Betriebssystemen und den pluralen Programmen umzugehen. *Schriftgebrauch* ist daher vor allem Computer- und Programmgebrauch geworden.

3. Die hermeneutisch grundsätzliche Differenz von Lesen und Verstehen wird im Kontext der Digitalisierung besonders auffällig. Denn Digitalisierung heißt, 1. die Schere von *Sehen* und *Lesen* öffnet sich, und ebenso 2. die Schere von *Lesen* und *Verstehen*. Das langsame, lange, dauernde, mühsame Lesen wird entweder noch mühsamer am Screen, oder es unterbleibt zugunsten des schnellen problemorientierten ›Scannens‹, Suchens und Findens. Dass es vom Sehen der Schrift auf dem Screen auch zum Lesen kommt, ist ebenso unselbstverständlich wie dass es vom Lesen zum Verstehen käme.

Ein ambivalentes Beispiel dafür ist die längst professionalisierte Methode des ›Distant Reading‹.⁴⁶ Üblicherweise ist die Nähe des Lesers zum zu sehenden Text namens Schrift (generell) eingespielt und durch die Sehleistung und -gewohnheiten definiert. Die mag sich ändern, mit Brillen justiert werden, hat aber eine recht kurze Distanz. Durch den Screen ändert sich das, je nach Apparat. Und das Verhältnis von Nähe und Distanz ändert sich grundlegend im Distant Reading. Das war bei Techniken des ›Fast Reading‹ schon präsent, wenn die Geschwindigkeit (wie sie zum Teil von US-Universitäten bei Studienbewerbern getestet wird) eine andere Distanz zum Text erfordert. Aber als Metho-

46 Vgl. den Beitrag von van Oorschot in diesem Band.

de der Digital Humanities impliziert es eine deutlich andere Distanz durch a-semantiche oder apparativ-semantiche Datenrepräsentation und -analyse. Wenn die digitale Netzwerkanalyse in Anschlag gebracht wird, geht es um Korrelationen von Keywords oder Phrasen, bei deren Modellierung Fragen von Verstehen und Interpretation gerade methodisch ausgeschlossen werden müssen. Geht es doch um große Datenmengen, bei denen Muster erkannt werden sollen. Das zu erkennen darf nicht von Verstehen und Interpretation abhängen, sondern muss ›objektiv‹ aus den Daten zu erheben sein.

4. Man kann in der Methode des ›Distant Reading‹ auch eine Metapher (oder Metonymie) sehen für das Verhältnis zur digitalen Schrift. Was zugespitzt methodisch exkludiert wird, wird im ›gewöhnlichen‹ Umgang mit digitalen Schriften zu einer echten Frage: Dass *Sehen* (visueller Simulationen von Schrift) auch zum *Lesen* führt, und *Lesen* tatsächlich zum (Versuch zu) *Verstehen*, wird deutlich unwahrscheinlicher.

Daher ist zu erwarten, dass anspruchssarme Formen des Verstehens wahrscheinlicher werden: Das bloße *Wiedererkennen* mit dem Gefühl zu verstehen, und das schon etwas weitergehende *wiedererkennende Verstehen*. Aber wie beim wiedererkennenden Sehen im Unterschied zum sehenden Sehen (mit Konrad Fiedler und Gottfried Boehm) ist auch im Verstehen dieser Unterschied gravierend. Das *wiedererkennende Verstehen* ordnet ein in einen vorgefassten Zusammenhang und wird darin beruhigt, das es wiedererkennt – mehr aber nicht.⁴⁷ An die Arbeit des Verstehens von etwas nicht einfach Wiederzuerkennendem macht man sich dann gar nicht erst, weil man zuvor schon durch das Wiedererkennen beruhigt ist – und das nicht Wiederzuerkennende übergeht oder als irrelevant exkludiert. Die hocheffiziente Fokussierung einer Datenanalyse auf bestimmte Korrelationen führt dazu, dass alles andere als irrelevantes ›Rauschen‹ ausgeschlossen und durch den Zugriff als Rauschen bestimmt wird. Dass es dabei weder um Lesen noch um Verstehen geht, ist klar. Daher ist die Rede von *Distant Reading* auch suggestiv und insinuiert mehr, als geleistet wird.

5. Dagegen erscheint selbst ein anti-alteuropäischer Approach wie der Luhmanns noch erstaunlich hermeneutisch geprägt: »Kommunikation kommt tatsächlich erst mit ihrem Abschluß im Verstehen zustande«, meinte Luhmann.⁴⁸ Schon im Medium der analogen Schrift als Kommunikationsmedium

47 Stoellger 2019c.

48 Luhmann 1997: 259; vgl. 266: »Anders als eine bloße Aufzeichnung vollendet Kommunikation sich erst im Verstehen«. Vgl. 291: »daß wir Kommunikation nicht vom Mitteilungshandeln[,] sondern vom Verstehen her begreifen«.

wird dieser ›Abschluß‹ (der ja eher ein Anschluss ist), beunruhigend fraglich: »Die letzte Formbildung im individuellen Verstehen geschieht dann aber ebenso flüchtig wie die Kommunikation selbst.«⁴⁹ Diese ›Flüchtigkeit‹ ist nicht nur die Nachgängigkeit oder auch extreme Verspätung des Verstehens,⁵⁰ sondern auch eine Aktualität und also Vorübergänglichkeit, die hoch kontingent, fakultativ und optional ist.

Sofern Verstehen Ziel von Kommunikation wäre, ob mündlich oder schriftlich, und wenn Verstehen von Schrift mit ihr nur noch recht lose verbunden wäre, verspätet, optional, individuell etc., dann fragt sich, wie Verstehen und digitale Schrift noch verbunden sind oder sein sollten?

»Der Effekt der Schrift liegt in der räumlichen und zeitlichen Entkopplung von Mitteilung und Verstehen und in der gewaltigen Explosion von Anschlussmöglichkeiten, die dadurch eintritt«⁵¹. Dieser Effekt scheint durch digitale Schrift nur gesteigert, nicht geändert zu werden. Es sei denn, die dann doch fast ›alteuropäisch‹ klingende These Luhmanns von der Vollendung der Kommunikation im Verstehen würde fraglich. Eine naheliegende Abduktion ist, bei immer mehr Anschlussmöglichkeiten durch Digitalisierung immer weniger Anschlusswirklichkeiten, die noch realisiert werden. Die Schere von Optionen und Aktualisierungen öffnet sich weiter. Wenn schon von der (analogen, vor-technischen) Schrift gilt, sie steigere »die Unsicherheit in Bezug auf das Verständnis des gemeinten Sinnes«⁵² – dürfte diese Unsicherheit im digitalen Medium noch höher werden. Wenn in den digitalen Medien »die Einheit von Mitteilung und Verstehen aufgegeben wird«⁵³, heißt das schlicht: »Wer etwas eingibt, weiß nicht [...], was auf der anderen Seite entnommen wird«⁵⁴.

6. Digitalisierung bedeutet die »Entkopplung von Information und Kommunikation« und damit auch eine »Entkopplung von Medien und menschlichen Sinnen«⁵⁵, wenn man Kittler folgen würde. Die Entkopplung der selbstbezüglichen Informationsverarbeitung von intersubjektiver Kommunikation ist für die maschinellen Operationen grundlegend und für etliche Funktionssysteme basal und ›überlebensnotwendig‹.

49 Luhmann 1997: 260.

50 Luhmann spricht von der Möglichkeit der ›Vertagung des Verstehens und dessen interaktionsfreie Realisation irgendwann, irgendwo, durch irgendwen« (Luhmann 1997: 258).

51 Luhmann 1997: 266.

52 Luhmann 1997: 269.

53 Luhmann 1997: 309. Vgl. Grampp 2006: 269: »Genauer formuliert geht es um die vollständige Entkopplung von Information, Mitteilung und Verstehen«.

54 Grampp 2006: 269.

55 Krämer 2004: 217.

Die so beschriebene technische Eigendynamik (ebenso wie die offensive Art der Beschreibung seitens Kittler, die vom Beschreiben ins Betreiben übergeht, wenn nicht in ein Vorschreiben, als normativen Beiklang entwickelt) bedeutet eine gravierende Umstellung von der normativen Maxime ›kommunikativen Handelns‹ (Jürgen Habermas) oder der deskriptiven Maxime, Kommunikation gelinge im Verstehen auf ein autopoietisches Prozessieren. Luhmanns Beschreibungen der Kommunikation (Information-Mitteilung-Verstehen) wirken gegenüber Kittler daher beinahe alteuropäisch. Mit dieser Umstellung einher geht, dass die Medienoperationen nicht menschliche Sinne adressieren, um zu funktionieren, sondern von Sensoren zur Verarbeitung dieser Daten und entsprechender Steuerung. ›Distant Reading‹ ist ein erfolgreiches Paradigma dessen. Das autologische Prozessieren von Daten in deren Verarbeitung läuft unsichtbar und unwahrnehmbar für menschliche Sinne⁵⁶, wie eine *communicatio abscondita*.

Falls das eine treffende Beschreibung der Umstellung auf die Neuen Medien wäre (die nach Kittler mit Grammophon und Film beginnen und vom Computer nur noch zugespitzt werden), werden phänomenologische und hermeneutische Fragen völlig obsolet⁵⁷ – und eine theologische Perspektive erst recht. Alte Medien wie Sprache und Schrift bleiben auf das *Symbolische* bezogen (im Sinne Lacans), adressieren den Menschen mit Sinnlichkeit und Sinn; neue Medien hingegen referieren auf das *Reale* (im Sinne Lacans?) in Form von Datenerhebung und -verarbeitung.

Während der Computer ›schreibt und liest‹ – so die Metaphern für die Datenverarbeitung – kann der Mensch das weder lesen noch schreiben, und (zum Glück) *braucht* er es meist auch nicht zu können. Das wird allerdings umgehend ambivalent, wenn es z. B. um das ›Track and Trace‹ von Leserverhalten geht. Was als ›Dienstleistung‹ und ›Kundenservice‹ ausgegeben werden mag, um entsprechende Angebote zu unterbreiten (also vor den Lesern zu wissen, was sie künftig werden lesen wollen), ist sc. auch eine Überwachung mit ökonomischer und politischer Dimension.

7. »Es gibt im Vollzug dieser Operationen Autologieprobleme«, notierte Luhmann (in anderem Kontext)⁵⁸. Die Selbstbezüglichkeiten eines Textes, seine Selbstbeobachtungen des Was und Wie, führt in Beobachtungsschleifen von labyrinthischer Dimension, die keineswegs harmlose Selbstreferenzen sind, sondern in digitalen Medien eskalierende *Überwachung* bedeuten mit entsprechenden *Datenschutzproblemen*. Diese Datenverarbeitungen nicht durch-

56 Krämer 2004: 216.

57 Krämer 2004: 221.

58 Luhmann 1997: 874.

schauen zu müssen und zu können, ist medienethisch sowie -rechtlich und -politisch inakzeptabel – aber zugleich eine letztlich unvermeidliche ›Nebenwirkung‹ der Autologie der Datenverarbeitung.

Es ist von daher ethisch, rechtlich wie politisch keineswegs so ›neutral‹ zu beschreiben, wie Kittler meint. Denn sowohl die menschliche Sinnlichkeit als auch der Sinn bzw. die Sinnfrage werden dabei ausgeschaltet oder abgekoppelt. Diese Neutralität der Beschreibung betreibt zugleich eine Neutralisierung von Sinn und Sinnlichkeit, betreibt also mit, was sie beschreibt. Werden nicht mehr Sinn und Sinnlichkeit adressiert, sondern Daten und ihre Verarbeitung, ist das keine neutrale oder ›herrschaftsfreie‹ Eigendynamik der Medien, sondern deren sukzessive Ermächtigung mit inakzeptablen Konsequenzen.

Hier entfaltet die (für Kittler so obsolet geltende) Hermeneutik eine unerwartet prägnant politische Pointe: Auf Verstehbarkeit der Datenverarbeitung zu insistieren, mag zwar faktisch angesichts der Eigendynamik selbstlernender Algorithmen der Datenverarbeitung unmöglich sein und hoffnungslos nostalgisch erscheinen. Aber dennoch darauf zu bestehen, ist ethisch wie juristisch genauso unaufgebbar, wie auf Gerechtigkeit und Achtung der Menschenwürde zu bestehen. Das emanzipatorische Insistieren auf Verstehbarkeit wurde von der Reformation gegenüber dem ›Heiligen Officium‹ bzw. ›dem Lehramt‹ geltend gemacht – im Rekurs auf die Schrift in ihrer Klarheit. Diese religionspolitische Pointe kehrt in digitalen Kontexten wieder in neuer Aktualität. An die Stelle des Anspruchs auf Verstehen können auch nicht historische oder empirische Methoden eintreten. Denn historische oder empirische Beschreibungen können zwar zum Verstehen beitragen, sind es aber noch nicht. Analog kann man problemlos Genese und Funktion von Datenverarbeitung medienhistorisch, technikgeschichtlich oder empirisch beschreiben – aber der Anspruch auf Verstehen ist davon merklich unterschieden. Die Mediengeschichte oder empirische Medienforschung leisten nicht, was die Hermeneutik beansprucht: über das Sehen und Lesen hinaus ein Verstehen zu beanspruchen und zu suchen, das erst ein verantwortliches Urteil erlaubt in ethischer und politischer Hinsicht.

8. Auf Verstehen und zunächst auf struktureller Verstehbarkeit zu insistieren, mag an den Grenzen der Digitalisierung immer unmöglicher werden. Dennoch darauf zu bestehen, ist – ähnlich wie im Blick auf die umstrittene Willensfreiheit – eine letztlich ethische, juristische und politische Intervention um einer Maxime willen. Agiere so, dass Verstehen möglich bleibt und möglichst auch realisiert wird. Denn erst dann kann man kompetent intervenieren, wo die Grenzen des ethisch Vertretbaren überschritten werden.

So richtig das ist, so unselbstverständlich ist es. Im Blick auf die Schrift konnte man sich in analogen Medien damit beruhigen, dass sie vorhanden

ist, vorliegt und dem Gottesdienst zugrunde liegt. In homöopathischen Dosen wird sie auch gelesen und teils sogar interpretiert. Aber Lesen und Verstehen *der* (analogen) Schrift hatte Zeit, viel Zeit – und konnte ad infinitum aufgeschoben werden. Partizipation am Gottesdienst gilt als Kriterium für die Kommunikation des Evangeliums und das Hören der Verkündigung (bzw. das leibliche, auch visuelle Wahrnehmen der Sakramente).

Ist womöglich in digitalen Zeiten die Partizipation der Anschluss der Wahl, Partizipation statt Verstehen? Wäre Luhmann dann umzuschreiben, Kommunikation komme in Partizipation zum Ziel? Für visuelle Kommunikation des Evangeliums wie Fernseh- oder digital gestreamte Gottesdienste ist Partizipation der entscheidende Marker, der Click, der Abruf des Streams. Für digitale Schriften ist es der Download und vielleicht noch der Durchlauf des Textes auf dem Screen. – Aber Verstehen?

9. Vom Sehen, Lesen und Verstehen im Horizont von Buch und Schrift, führen die digitalen Medien in eine strikte Technisierung. Kommunikation (auch die des ›Evangeliums‹) wird apparativ, technisch, digital umgeformt – wobei die Rede von ›Umformung‹ oder ›Transformation‹ noch die Kontinuität einer ›Materie‹ oder ›Substanz‹ insinuiert, und gerade das ist fraglich. Sprache, Schrift, Diskurs, Information, Mitteilung, Verstehen, also Kommunikation finden ihren ›harten Grund‹ in ›Daten‹: die akustischen Daten, die im Gottesdienst aufgenommen, verarbeitet und als Verkündigung von Soundsystemen ausgegeben werden; die audiovisuellen Daten der Onlinekommunikation des Evangeliums; oder die ebenso letztlich binären Daten, die als Schrift visualisiert werden auf dem Screen.

Schon die ›viva vox‹ der Verkündigung ist längst computertechnisch formatiert: mit den Soundsystemen der Kirchen und deren nicht selten recht komplexer (und kontingenzoffener) Justierung im Gebrauch. Die Technik spricht mit in der Verkündigung, und nicht selten entscheidet weder Gott allein noch der Verkündigende darüber, was zu hören ist, sondern die Technik – die nicht immer unmerklich dazwischen steht, aber immer notwendig ist, um überhaupt das Wort der Verkündigung vernehmen zu können. Diese technische Imprägnierung und apparative Zurichtung gilt auch für das Woher der Verkündigung, die Schrift.

10. Mit einem *phonographischen* Schriftverständnis, Schrift sei eigentlich nur Aufzeichnung von gesprochener Sprache, hätte man keine Probleme mit der Digitalisierung. Dieses ›schwache‹ Aufzeichnungsmedium kann medial so oder so verfasst sein, seine subsidiäre Funktion bleibt gleich.

Mit einem *pragmatischen* Verständnis, Schrift sei eigentlich nur Schrift im Gebrauch der Verkündigung ebenso wenig. Denn wenn erst ein bestimmter

Gebrauch (Verkündigung, Liturgie, Gottesdienst) Schrift Schrift werden lässt, ist es gleichgültig, in welcher Form die Zeichen oder Textdaten zur Verfügung stehen.

Für ein schwaches, instrumentelles Medienverständnis ist dieser Medienwechsel nur eine Umstellung auf ein anderes Mittel zum Zweck – kein Problem also. Wird dann nicht eigentlich nur etwas Entbehrliches verloren, wenn die Schrift aufgeht im Computerfile und dessen Nutzung? Wirkt es dann nicht bloß nostalgisch, die Schrift in ihrer Schriftlichkeit und Schriftbildlichkeit aufzurufen?

In einem *schwachen* Medienbegriff hätte man konstante Realien und konstante Daten, die sekundär von Medien transportiert werden. Aber ein starker Medienbegriff erst lässt sehen und vielleicht auch verstehen, dass »Medien die Produktionsstätten von Daten«⁵⁹ sind.

Das Gleichnis galt als ›Produktionsstätte‹ des Reiches Gottes – mehr als Daten und mehr als deren Verarbeitung: Partizipation an der Gleichniserzählung galt als Immersion, als Realpräsenz des Reiches bei den Hörern. Was aber ›produzieren‹ digitale Medien: Datenprozesse ihre Visualisierung? Der Hintersinn der ›Prozession‹ wird verschoben und verdichtet. Nicht mehr Simchat Tora oder die Altarbibel und deren Gebrauch, sondern unsichtbare Prozesse und simulierte Schrift in ihrer flimmernden Schriftbildlichkeit. Mögen Sprache und Schrift oder Wort und Bild sich miteinander messen – sind diese Kompetitionen und Konkurrenzen im Medium des Digitalen vermutlich überholt vom Code, der binären Zahl.

11. Für Schrift wie für die Schrift gilt unter digitalen Bedingungen, dass Mitteilung und Verstehen entkoppelt sind, wie Luhmann meinte. Das stellt sich mittlerweile noch etwas schärfer dar: auch Sehen, Lesen und Verstehen werden, wenn nicht entkoppelt, so doch nur noch optional gekoppelt. Der alte, eingespielte Übergang vom Sehen zum Lesen zum Verstehen ist verschärft fraglich. Schon diesseits der oben entfalteten Verschärfungen erkannte Luhmann: »Das heißt: die Autorität der Quelle mit all den erforderlichen sozialstrukturellen Absicherungen (Schichtung, Reputation) wird entbehrlich, ja durch Technik annulliert«⁶⁰. Hier ist sc. ›nur‹ von der Autorität einer jeden Informationsquelle die Rede. Aber wenn das so generell schon gelten sollte, um wieviel mehr dann im Blick auf die Schriftautorität.

Nun war die Autorität der Schrift noch nie eine deskriptive oder empirisch zu validierende Behauptung, sondern eine normativ geltend gemachte Regel. Aber die Umformatierung der Kommunikation durch digitale Technik

59 Krämer 2004: 208.

60 Luhmann 1997: 309.

lässt diese Autorität noch fraglicher werden, als sie ohnehin schon war. Die Adressierung ›der Öffentlichkeit‹ geht ins Offene, a fond perdu. Denn mit dieser Universaladresse ist keinerlei Bindung an die Art und Weise der Rezeption mehr möglich. Das Kommunikationsmodell wird auch zum Religionsmodell: radikal offene Angebote, die als Angebote zur Selbst- oder Lebensdeutung genutzt werden können – aber auch ganz anders.

In irritierender Weise ist mittlerweile in äquivokem (oder analogem?) Sinn von *Schriftautorität* zu sprechen. Die alte ›*auctoritas scripturae*‹ ist fraglicher denn je. Hingegen ist die Autorität der digitalen Schrift, des Codes – radikal und alternativlos. Kittlers berühmtes Dictum war: »Nur was schaltbar ist, ist überhaupt«⁶¹. Hörisch meinte in verwandter Weise, nur was konvertibel sei in die neuen Medien, überlebe in der Mediengeschichte.⁶² Das hieße, wir folgen längst nolens oder volens einem neuen Schriftprinzip: *Was sich nicht coden lässt, geht nicht und gibt es nicht*. Zum Glück stimmt das nicht für alle Lebensbereiche. Aber nicht nur menschliches Leben ist längst abhängig von seinen digitalen Vorgaben und Bedingungen. Die Angst vor einem globalen Computerausfall (etwa durch einen Elektromagnetischen Impuls) ist ein Symptom des Problems.

12. »Die neuen Medien [...] lösen die einsichtige Einheit der Kommunikation in einer Weise auf, die man noch vor wenigen Jahrzehnten nicht für möglich gehalten hätte.«⁶³ Wenn weder die Schrift noch die Einheit der Kommunikation von Inhalt, Mitteilung und Verstehen ›Autorität‹ oder ›Glaubwürdigkeit‹ sichern kann aufgrund der entfalteten Entkoppelungen und der daher multiplen Kontingenz der Kommunikation – was dann?

»Die moderne Gesellschaft scheint damit eine Grenze erreicht zu haben, an der nichts mehr nicht kommunizierbar ist – mit der einen alten Ausnahme: der Kommunikation von Aufrichtigkeit.«⁶⁴ Was heißt das? Es wird nicht etwas kommuniziert und es kommt nicht auf das *Lesen und Verstehen* dessen an, sondern der Kommunizierende kommuniziert sich selbst (als könnte man an Christus denken), und zwar mit dem zentralen Sinn, sich als *aufrichtig* darzustellen und als solcher *gesehen* zu werden. Statt Aufrichtigkeit kann man auch sagen, es ginge um »Kommunikation von Aufrichtigkeit und der Kriterien für Authentizität«⁶⁵ bzw. »Glaubwürdigkeit«⁶⁶.

61 Kittler 2003: 182.

62 Vgl. Hörisch 2001.

63 Luhmann 1997: 311.

64 Luhmann 1997: 311.

65 Luhmann 1997: 173.

66 Luhmann 1997: 1103.

Nur ist ausgesprochen vage und vieldeutbar, was mit diesen Begriffen gemeint sein mag. Die Kulturwissenschaft und auch die Theologie hat sich exemplarisch mit der ›Authentizität‹ eingehend befasst⁶⁷ – mit dem nicht ganz beruhigenden Ergebnis, dass ›Authentizität‹ vor allem in Zuschreibungen gründet (wie Charisma mit Max Weber oder Macht mit Hannah Arendt) und wann wem dergleichen zugeschrieben wird, ist in wesentlicher Hinsicht ›Medienprodukt‹.

›Medien als Produktionsstätten von Authentizität‹ bzw. Glaubwürdigkeit sind nichts Neues der Digitalisierung. Genau so wurde auch schon die analoge Schrift als Glaubwürdigkeitsressource aufgerufen, etwa in den groben ›dicta probantia‹ oder in biblizistischen ›Argumentationen‹.

Bei der Umstellung der Kommunikation auf Authentizität und Glaubwürdigkeit könnte die Schrift viel gewinnen. Denn wer oder was könnte glaubwürdiger und authentischer sein als die Schrift? Vielleicht noch die in ihr erzählten Figuren, der erzählte Jesus etwa, der dann als Exemplum schlechthin gilt. Nur wird es dann um so verständlicher, dass und wie heftig sich Theologien und Kirchen gegen einen Generalangriff auf die Schrift wehrten, wenn der Schrift schon des AT, verschärft auch des NT, Gewalt zugeschrieben wird, sogar die ›Erfindung‹ der religiösen Gewalt. Steht damit doch die Glaubwürdigkeit und Güte der Schrift auf dem Spiel: ›Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung‹ zu legitimieren und zu fordern – und gerade nicht Gewalt, Unfrieden und Vernichtung der Anderen wie der Schöpfung.

So verlässlich die Schrift als Glaubwürdigkeitsressource aufgerufen wird in kirchlichen Kontexten, macht sich dabei eine latente Umbesetzung bemerkbar. Wenn die Glaubwürdigkeit der Schrift in Anspruch genommen wird, um die Glaubwürdigkeit der Verkündigung zu sichern und damit die Glaubwürdigkeit des Glaubens darzustellen – wird die Glaubwürdigkeit des Predigers zum Thema, und mit dem Programm ›öffentlicher Theologie‹ auch noch die Glaubwürdigkeit der Kirche (wobei hier die sichtbare Institution, Organisation bzw. Bewegung gemeint sein muss).

Ging es traditionell und analog um die fraglose Glaubwürdigkeit Gottes und davon abgeleitet, mehr oder minder unterschieden, ebenso fraglos um die der Schrift, wird nun die Kommunikation des Evangeliums zu einer Frage der Kommunikation von Glaubwürdigkeit (respektive Aufrichtigkeit und Authentizität). Das ist eine Umstellung, die nicht mehr mit der Digitalisierung im engeren Sinn zusammenhängt, sondern mit der Umstellung auf Visualisierung und visuelle Kommunikation: Es gilt, sich als aufrichtig zeigen, zu erweisen, darzustellen – und als solcher gesehen werden. Das geht einher mit einer Personalisierung: der Darstellung von Glaubwürdigkeit ›des Predigers‹ bzw. des

67 Wiesinger 2019.

repräsentativen Personals. Damit einher geht eine deutliche *Moralisierung*. Denn Glaubwürdigkeit ist nicht Sache des Sagens, sondern des Zeigens durch die Entsprechung von Wort und Tat wie Person und Werk. Um nochmal Luhmann in seiner Lakonik anzuführen: »Mit Bezug auf dieses Problem kann man verstehen, daß die Gesellschaft Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und dergleichen moralisch prämiert und im Kommunikationsprozeß auf Vertrauen angewiesen ist.«⁶⁸

Literaturverzeichnis

- Bader, Günter 2019: Lesekunst. Eine Theologie des Lesens. Tübingen, Mohr Siebeck.
- Birkel, Garrett 2004: The Command Line in 2004. <http://garote.bdmonkeys.net/commandline/index.html> (aufgerufen am 12. 04. 2021).
- Boehm, Gottfried 2011: Ikonische Differenz. In: Rheinsprung 11. Zeitschrift für Bildkritik. Eikones 1: 170–178.
- Fischer, Johannes 1989: Glaube als Erkenntnis. Zum Wahrnehmungscharakter des christlichen Glaubens. München, Kaiser.
- Gehring, Petra 2016: Digitalisierung, Digitalisate und Digitalität von Forschungsprozessen. Wo findet sich die Philosophie. In: Digitalität. Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften. <https://digigeist.hypotheses.org/138#more-138> (aufgerufen am 14. 10. 2020).
- Godelier, Maurice 1999: Das Rätsel der Gabe. Geld, Geschenke, Heilige Orte. München, Beck.
- Goodman, Nelson 1995: Sprachen der Kunst. Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Grampp, Sven 2006: McLuhmann. Niklas Luhmanns Systemtheorie und die Realität der Medien (Standpunkte). In: MEDIENwissenschaft 23 (3): 260–276.
- Hanson, Russell 2019: Trust in AI. In: Augustus Intelligence, 09.10.2019. <https://medium.com/augustus-ai/trust-in-ai-fb8834967936> (aufgerufen am 12. 04. 2021).
- Hemenway, Michael/Barber, Justin O./Goodwin, Shawn/Saxton, Micah/Beal, Timothy 2019: Bible as Interface. Reading Bible with Machines. In: Cursor_ Zeitschrift Für Explorative Theologie 3. <https://cursor.pubpub.org/pub/hemenway-bible-interface/release/3> (aufgerufen am 17. 10. 2020).
- Hörisch, Jochen 2000: Medien machen Leute: Gespräch mit dem Literaturwissenschaftler Jochen Hörisch. In: Evangelische Kommentare 33 (3): 18–21.

68 Luhmann 1997: 5.

- Hörisch, Jochen 2001: *Der Sinn und die Sinne. Eine Geschichte der Medien.* Frankfurt/M., Eichborn.
- Joas, Hans 2012: *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums.* Freiburg/Basel/Wien, Herder.
- Kittler, Friedrich 1986: *Grammophon, Film, Typewriter.* Berlin, Brinkmann & Bose.
- Kittler, Friedrich 1993: *Geschichte der Kommunikationsmedien.* In: Huber, Jörg/Müller, Alois (Hg.): *Raum und Verfahren. Interventionen*, Bd. 2. Basel, Stroemfeld: 169–188.
- Kittler, Friedrich 2003: *Draculas Vermächtnis. Technische Schriften.* Leipzig, Reclam.
- Krämer, Sybille 2004: *Friedrich Kittler – Kulturtechniken der Zeitachsenmanipulation.* In: Lagaay, Alice/Lauer, David (Hg.): *Medientheorien. Eine philosophische Einführung.* Frankfurt/M., Campus: 201–224.
- Luhmann, Niklas 1997: *Die Gesellschaft der Gesellschaft.* Frankfurt/M., Suhrkamp.
- Ricœur, Paul 1988: *Zeit und Erzählung. Band I. Zeit und historische Erzählung.* München, Wilhelm Fink.
- Ricœur, Paul 1989. *Zeit und Erzählung. Band II. Zeit und literarische Erzählung.* München, Wilhelm Fink.
- Ricœur, Paul 1991. *Zeit und Erzählung. Band III. Die erzählte Zeit.* München, Wilhelm Fink.
- Schröter, Jens 2004: *Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum?.* In: Schröter, Jens/Böhnke, Alexander (Hg.): *Analog/Digital – Opposition oder Kontinuum? Zur Theorie und Geschichte einer Unterscheidung.* Bielefeld, transcript: 1–30.
- Schwöbel, Christoph 2002: *Kirche als Communio.* In: Schwöbel, Christoph: *Gott in Beziehung. Studien zur Dogmatik.* Tübingen, Mohr Siebeck: 379–435.
- Siegert, Bernhard 2016: *Digitalität in der Medien- und Kulturwissenschaft.* In: *Digitalität. Theorien und Praktiken des Digitalen in den Geisteswissenschaften.* <https://digigeist.hypotheses.org/80> (aufgerufen am 15. 10. 2020).
- Stephenson, Neal 2002: *Die Diktatur des schönen Scheins. Wie grafische Oberflächen die Computernutzer entmündigen, übersetzt von Gräbener-Müller, Juliane.* München, Goldmann.
- Stoellger, Philipp 1998: *Das Geheimnis der Erinnerung ist Vergessen.* In: *Hermeneutische Blätter* 1: 31–39.
- Stoellger, Philipp 2004: *Gabe und Tausch als Antinomie religiöser Kommunikation.* In: Tanner, Klaus (Hg.): *Religion und symbolische Kommunikation.* Leipzig, EVA: 185–222.

- Stoellger, Philipp 2015: Tod oder Leben – Unvermitteltes oder Unmittelbares? Zum Chiasmus von Theologie und Medientheorie. In: Mersch, Dieter/Mayer, Michael (Hg.): Internationales Jahrbuch für Medienphilosophie, Bd. 1. Berlin, de Gruyter: 171–191.
- Stoellger, Philipp 2016a: Religion als Medienpraxis – und Medienphobie. In: Braune-Krickau, Tobias/Scholl, Katharina/Schüz, Peter (Hg.): Das Christentum hat ein Darstellungsproblem. Freiburg, Herder: 92–206.
- Stoellger, Philipp 2016b: Kirche am Ende oder am Ende der Kirche? Auf welche Gemeinschaft dürfen wir hoffen?. In: Gräß-Schmidt, Elisabeth/Menga, Ferdinand (Hg.): Grenzgänge der Gemeinschaft. Tübingen, Mohr Siebeck: 149–186.
- Stoellger, Philipp 2018: Gott als Medium und der Traum der Gottunmittelbarkeit. In: Großhans, Hans-Peter/Moxter, Michael/Stoellger, Philipp (Hg.): Das Letzte – der Erste. Gott denken. Festschrift für Ingolf U. Dalferth zum 70. Geburtstag. Tübingen, Mohr Siebeck: 351–393.
- Stoellger, Philipp (Hg.) 2019a: Figurationen des Menschen. Studien zur Medienanthropologie. Interpretation Interdisziplinär, Bd. 18. Würzburg, Königshausen & Neumann.
- Stoellger, Philipp 2019b: Spiel als Medium pathischer Erkenntnis und Immersion als theologisches Deutungsmuster. In: Polke, Christian/Firchow, Markus/Seibert, Christoph (Hg.): Kultur als Spiel. Leipzig, EVA: 41–62.
- Stoellger, Philipp 2019c: Hermeneutik am Ende oder am Ende Hermeneutik? Möglichkeitsbedingungen einer Hermeneutik angesichts ihrer Kritik. Vortrag zur Tagung: Hermeneutik unter Verdacht, veranstaltet vom Arbeitskreis Text und Textlichkeit, Fritz Thyssen Stiftung, Köln, 11. 07. 2019–12. 07. 2019.
- Stoellger, Philipp 2020: Verlassen und Vertrauen – in Zeiten der Digitalisierung. In: FEST Newsletter Januar 2020: 1.
- Ulshoefer, Gotlind 2019: Changes in Remembrance? The Digitalization of Biblical Texts under Theological and Ethical Considerations. In: Cursor_ Zeitschrift Für Explorative Theologie 3. <https://cursor.pubpub.org/pub/ulshoeferremembrance/release/4> (aufgerufen am 17. 10. 2020).
- van Oorschot, Frederike 2019: Scripture as Interface. A Hermeneutical Reflection on a Concept based in Media Theory. In: Cursor_ Zeitschrift Für Explorative Theologie 3. <https://cursor.pubpub.org/pub/vonoorschot-bible-interface/release/5> (aufgerufen am 17. 10. 2020).
- Wiesinger, Christoph 2019: Authentizität. Eine phänomenologische Annäherung an eine praktisch-theologische Herausforderung. Praktische Theologie in Geschichte und Gegenwart, Bd. 31. Tübingen, Mohr Siebeck.

Wittgenstein, Ludwig 1984: Werkausgabe Band I. Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914–1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M., Suhrkamp.